

von

Fanny Lewald.

Zweiter Band.

Schloß Tannenburg.

Berlin, 1859.

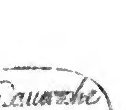
Verlag von Otto Janke.

Schloss Tannenburg.

Von

Fanny Lewald.

2



Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.



Wenn man jetzt in sechszehn Stunden mit dem Dampfwagen von Berlin nach Königsberg fährt, so kann man sich kaum noch eine Vorstellung von der Entfernung und von den Reisehindernissen machen, welche vor etwa fünfzig Jahren noch die beiden Hauptstädte der preußischen Monarchie von einander trennten. Fast jeder, der die Tour zurückgelegt hatte, wußte je nach der Jahreszeit von grundlosen Straßen, von umgeworfenen und zerbrochenen Wagen, von nächtelangem Liegenbleiben an sumpfigen Stellen, von verschneiten Pferden, von bedenklichen Ueberfahrten über Nogat und Weichsel, und überhaupt von Beschwerden und Unfällen zu berichten, welche jetzt zu erleben, in civilisirten Ländern zu den Seltenheiten gehört.

Jene Schwierigkeiten aber trennten die Ostprovinzen wesentlich von dem Verkehr mit den übrigen Landestheilen ab, und wiesen ihre Bewohner auf sich selbst

zurück. Nur derjenige, welchen wichtige Geschäfte zu einer Reise zwangen, oder wer so große Geldmittel besaß, sich die Unbequemlichkeiten derselben möglichst wegzuräumen, ging damals nach Preußen, oder von Preußen nach Deutschland, und selbst zwanzig und dreißig Jahre später, als man zu dem Wege von Königsberg nach Berlin nur noch zweiundsiebenzig Stunden mit der Schnellpost zu fahren hatte, war die Zahl der Männer, und nun gar die der Frauen, welche Preußen nie verlassen hatten, noch sehr groß.

Glücklicher Weise aber neigt der Mensch dazu, sich aus der Noth eine Tugend zu machen. Man empfand die Abgeschiedenheit, in welcher man lebte, damals in den Familien nicht als etwas Drückendes, und sie hatte in gewissem Sinne ihren Nutzen für die Menschen. Man kannte die Unruhe nicht, welche jetzt mehr oder weniger alle Geister in steter Bewegung hält, man sehnte sich nicht so ungeduldig nach dem Fremden, man dachte nicht daran, sich neue Eindrücke, geistige Anregungen, erhabene Anschauungen auf Reisen zu holen, oder berühmte Leute in ihrer Heimath aufsuchen zu gehen. Man ließ sich vielmehr genügen an den gedruckten Schilderungen ferner Länder, an den Mittheilungen und Forschungen erfahrener Rei-

sender, und hatte im Grunde weit mehr davon, als wenn man jetzt unvorbereitet die Länder durchzieht, die Museen durcheilt, oder von der oder jener Berühmtheit in gleichgültiger Weise für einige Minuten empfangen und unterhalten wird.

Die oberflächliche Genußsucht und die prahlende Eitelkeit fanden dabei freilich ihre Rechnung nicht, die wirkliche Bildung der Menschen litt aber durch ihr häusliches Leben keinen Schaden. Man verstand es, was jetzt so Wenige verstehen, sich ruhig und genußreich zu beschäftigen. Man las die Werke der Gelehrten und Dichter mit wahrhafter Sammlung, schrieb den entfernten Freunden mit liebevoller Ausführlichkeit, und klärte sich dabei im Schreiben selber auf. Kam dann endlich ein solcher entfernter Freund, kam ein Gelehrter oder ein Künstler zu einem längeren Besuche in einen Ort oder in ein Haus — denn kurze Besuche zu machen, dazu war die Reise zu beschwerlich — so erfreute man sich seiner auch ruhiger und mehr als jetzt, und die preußische Gastfreundschaft war im ganzen Deutschland sehr geschätzt, weil sie denen, welche sie gewährten, ein hoher Genuß war, der in langer Erwartung und noch längerer Erinnerung seine Vor- und Nachfeier hatte.

Ja, die Preußen wußten sich etwas mit ihrer Abgeschiedenheit, und der Vorwurf, sie wären sonderartig, war so wenig unbegründet, daß sie selbst ihn ohne Widerstreben gelten ließen. Konnten sie sich doch rühmen, in ihrer Isolirung Männer wie Herder, Hermes, Hamann, Hippel, und vollends einen Mann wie Kant hervorgebracht zu haben; und wenn sie es denn auch einräumen mußten, daß in der Ausbildung der Künste die Provinz gegen die westlicheren Landestheile gar weit zurückzustehen habe, so fragten sie daneben gleich mit sicherem Stolze, wo man aber einen tüchtigeren Menschenschlag, ein edleres Familienleben, wo man mehr innere Bildung, mehr Herzenstreue unter Männern und Frauen finden könne, als bei ihnen hier im deutschen Norden. — Kurz, es ging den Preußen, wie es auch den Insulanern geht, die von dem abreibenden Weltverkehre ausgeschlossen leben. Ihr Selbstgefühl war groß, und es wurde ihnen eine bewegende Kraft oder ein Hemmniß, je nach dem vorkommenden Falle.

Daß unter solchen Verhältnissen auch der preußische Adel viel auf sich hielt, daß man auf seinen Gütern und Schlössern den größten Theil des Jahres noch einsamer und abgeschiedener lebte, als in den

Städten, daß in seiner Mitte, in welcher materielle Unabhängigkeit die Freiheit der eigenartigen Bildung noch erhöhte, sich sehr eigenartige Charaktere entwickelten, und häufig ein mystisches oder ein überspanntes Gefühlsleben sich in seinem Kreise entfaltete, das waren die unausbleiblichen Folgen jener vorhandenen Zustände.

Einer der einsamsten Wohnsitze war Schloß Tannenburg, der alte Stammsitz der Herren von Wachstetten. Die deutschen Ordensritter hatten die Burg gegründet, und ein Freiherr von Wachstetten war ihr Komthur gewesen, als der Hochmeister Markgraf von Brandenburg die preußischen Besitzungen des Ordens in ein weltliches Fürstenthum verwandelte. Zu Gunsten dieses Komthurs von Wachstetten hatte der neue Herrscher die alte Komthurei in ein adeliges Lehen umgestaltet, der neue Lehnsbesitzer hatte sich verheirathet, hatte mehrere Söhne hinterlassen, und der Besitz der Tannenburg sich in demselben Geschlechte von Generation zu Generation vererbt, bis sie auf den Baron Heinrich von Wachstetten übergegangen war, der sie beim Beginne dieses Jahrhunderts besaß.

Baron Heinrich war Major in der königlichen Garde, und diente einem der Prinzen des Hauses als

Adjutant. Er war ein schöner Mann von dreißig Jahren, voll Geist und Bildung, voll Theilnahme für Wissenschaft und Kunst, den Besten seiner Zeit in Gesinnung und Freundschaft verbunden. Die Männer nannten ihn einen Mann von Ehre und einen treuen Freund, die Frauen gewährten ihm ihre Gunst, und er selbst legte noch einen höheren Werth auf ihre Liebe als auf ihren Besitz; denn die ideale Gefühlsrichtung jener Epoche hatte auch ihn gewonnen und übte trotz seines ernsten Charakters einen großen Einfluß auf ihn aus, da er von weichem und schwärmerischem Herzen und träumerischen Sinnes war.

Er genoß seit Jahren die Freundschaft des Prinzen, dem er mit treuer Hingebung persönlich diente, war von dem Monarchen und der schönen jungen Königin gern gesehen, hatte die anziehendsten Verbindungen in der Residenz, und galt, da er obenein vermögend war, für einen der beneidenswerthesten Männer des ganzen Hofes, als er plötzlich seine Verabschiedung aus dem Heere und aus dem Dienste des Prinzen begehrte, und den Vorsatz aussprach, sich auf seine Güter in Preußen zurück zu ziehen. Es war umsonst, daß man ihn zu halten versuchte, umsonst, daß man in ihn drang, den Grund dieses auffallenden, uner-

warteten Entschlusses mitzuth... Er erklärte sich darüber gegen Niemanden, gab ...ne Wohnung in der Residenz auf, und verließ den Hof und die Stadt grade in dem Augenblicke, als die schöne Welt in dieselbe zurück zu kehren anfing.

Es war im Monate October, als er die Fahrt nach Preußen und nach seinem Gute antrat, das er seit seiner Kindheit nicht gesehen hatte, und als könne er die Stille des Landlebens nicht schnell genug erreichen, so rastlos trieb er die Postillone, die ihn fuhren, zur Eile an. In ununterbrochener Fahrt wurden die Provinzen durchzogen. Je weiter sie kamen, desto einsamer wurden die Straßen durch die Wälder und Haiden. Nur ein paar Mal fuhren schwere Postwagen, oder ein Reisewagen, an ihnen vorüber, wenig schneller als die langen Züge haushoch beladener Frachtwagen, welche den Landhandel zwischen Rußland und Deutschland über Preußen vermittelten, und deren Führer damals in Preußen schlechtweg die rigaer Fuhrleute geheißen wurden, gleichviel, wo immer sie ihren Wohnsitz haben mochten. Der Baron schien es kaum zu merken, wie die Scenen um ihn her gewechselt hatten. Er hatte nur sein Ziel im Sinne. Nicht einmal in Königsberg verweilte er, wo ihm doch Ver-

wandte lebten, sondern brach nach kurzer Nachtruhe in früher Morgendämmerung wieder auf, sein Gut am Meeresufer zu erreichen.

Die Luft war naß und kalt an dem Tage. Die letzten grünen Blätter der Bäume schüttelten sich im Winde, als sehnten sie sich, von den kahlen Stämmen aus der kalten Höhe auf den noch warmen Boden herabzufallen, den schon dicke Schichten des gelben Laubes bedeckten. Hier und da lag ein Herrenhaus in seinem Hofe, hier und da ein Dorf mit seinen niedrigen Lehmhütten, mit seinen moosbewachsenen Strohdächern am Wege, und ein alter Mann zog die verregnete Pelzkappe von dem kahlen Scheitel, wenn er mit wankenden Knieen heranschritt, das gebrechliche Heckthor des Dorfes zu öffnen, um den stattlichen Reisewagen durchzulassen, den weißhaarige, barfüßige Kinder als eine fremde Erscheinung aus der Ferne anstarrten. Allmälig wurden auch die Herrenhäuser seltener, die Dörfer und ihre Hütten noch kleiner und ärmlicher, und endlich verschwanden die Spuren menschlicher Wohnung und menschlicher Arbeit für eine Weile fast gänzlich. Immer langsamer und mühsamer zogen die vier Pferde den verdeckten großen Reisewagen durch den tiefen Sand, der stundenweit schon die Nähe

des Meeres verrieth, und dessen Farbe in der augenblicklichen Beleuchtung noch fahler und todter erschien. Denn schwere Wolken trieben über die spärlichen Kieferwälder fort, die hier und da aus dem Sande empor wuchsen, und in denen es schon zu dunkeln begann; und wenn man dann wieder eine Lichtung erreichte, so fiel das gelbliche Streiflicht der untergehenden Sonne über welke, im Nebel schauernde Haidekräuter und auf die melancholisch nickenden Halmbüsche des erbleichenden Windhafers.

Der Baron ließ das alles still an sich vorüberziehen, es mußte mit seiner Stimmung nicht in Mißklang stehen. Nur als mit Einem Male ein schneller Westwind sich erhob, der die Wolken vor sich hin jagte, daß Licht und Schatten noch schneller wechselten, und der Wind auf seinen Flügeln ein wundersames, dumpfes Rollen mit sich über die Ebene trug, da richtete er sich hoch empor. Es war das leise Grollen des Meeres, das er nicht vernommen hatte seit seiner Kindheit, und welches ihm das Herz bewegte und erschütterte, als es zum ersten Male wieder an sein Ohr schlug. Er ließ das Fenster des Wagens herunter, schaute hinaus, und in dem Augenblicke tauchten auch ein paar massive Thürme aus der

Ferne hervor, von den letzten Strahlen des blassen, kalten Sonnenunterganges beleuchtet.

Das war die Tannenburg, das war seine Heimat, und er erreichte sie allein und einsam. Es erwartete ihn dort kein Vater, kein Bruder, keine liebende Mutter, keine zärtliche Schwester, nicht Weib, nicht Kind. Und doch hatte er sich hieher gesehnt, in diese öde Heimat, als könne er nur hier bewahren und begraben, was ihn aus der Welt vertrieb, in der er bis dahin gelebt hatte.

Schloß Tannenburg war auf einem der wenigen hohen Puncte des Meeresufers gelegen. Von den vier Flügeln, welche einst nach dem Baustyle des deutschen Ordens den Burghof umgaben, stand nur noch die westliche Seite aufrecht, eingefaßt von den beiden schweren, viereckigen Thürmen, welche sie früher mit der Süd- und Nordseite verbunden hatten. Aber auch noch in diesem Zustande war die alte Burg ein stattliches Gebäude, dem die altersgraue Farbe des Gemäuers, dem die hohen, schmalen und tiefliegenden Fenster ein ernstes und besonderes Ansehen gaben. Ein dunkler und ziemlich dichter Kieferwald zog sich von der Düne den kleinen Hügel hinan, und war nur vor dem Schlosse so weit gelichtet, um Raum für einen

Rasenplatz zu gewinnen, der jedoch bei der Ungunst der Lage und des Klima's nur ein welkes, kümmerliches Ansehen hatte. Der eigentliche Schloßgarten streckte sich hinter dem Gebäude gen Osten hin, und wenn er dadurch auch mehr Sonne und mehr Schutz gegen die Stürme von Westen erhielt, so machten die weit vorgerückte Jahreszeit und der Verfall, in dem er sich befand, auch ihn zu einem traurigen Anblick.

Der Baron hatte den Morgen und Mittag daran gewandt, sich in seinem Besitzthume umzusehen. Er war lange mit dem Verwalter zu Pferde gewesen, denn die einzelnen Gutstheile und Vorwerke lagen weit von einander getrennt, und noch hatte er kein rechtes Bild davon gewonnen. Nur daß die Güter schlecht verwaltet, daß er vielfach betrogen worden, und daß sehr viel zu thun sei, um zu verbessern und herzustellen, das drängte sich ihm bei jedem Schritte und bei jedem Blicke auf. Nachdenkend stand er an einem der Fenster des großen Saales, der die ganze Mitte des oberen Geschosses einnahm, und sah unverwandt auf das Meer hinaus, bis er sich plötzlich abwendete, die Hand vor das Gesicht gedrückt, daß man nicht wußte, war es das blendende Licht des Wassers oder eine Erinnerung, welche ihm das Auge feuchtete.

Er verließ schnell das Fenster, ging an den Schreibtisch, faltete ein Blatt zurecht und schrieb wie folgt:

„Zu wem sollen meine Gedanken sich flüchten, als zu Ihnen, meine sanfte, kluge Freundin! deren weicher Seele schon der Jüngling seine Träume und Wünsche anvertrauen durfte, in deren mitempfindenden Busen der Mann sein Lieben und Hoffen niederlegte, und an deren starkes Herz er sich jetzt zu werfen verlangt, ihr seinen Schmerz zu klagen!

„Sie allein sollen und müssen es wissen, was mich fortgetrieben, von Ihnen — ach, und von den Menschen, denen ich Tempel errichtet in meinem Herzen, Tempel der Freundschaft, Tempel der Liebe, auf denen ein Bildniß aufgerichtet war, ein Bildniß, vor dem ich kniete, in wie feuriger und tiefer Hingebung!

„Daß ist vorbei, meine Freundin! Beklagen Sie mich, denn Ihr Mitgefühl wird mich erheben, es ist Alles vorbei! Sie selber, die ich liebte, für die ich lebte, der mein Dasein geweiht war, hat den Altar entweiht und seine Hand hat ihr dabei geholfen. Die Tempel sind versunken, und aus den Rosenbüschen, welche sie umblühten, kriechen Schlangen und Ottern hervor und zucken züngelnd nach meinem wunden, blutenden Herzen. Daß ein Weib solche Liebe genießen

und sie verspotten konnte, daß ein Mann den Mann verrathen konnte, dem er sich anverlobt mit dem Ehrenwort der Freudenstreue!

„Sie wissen jetzt Alles — und ich könnte schweigen. Und doch ist mir, als müßte ich Ihnen sagen, wie es geschehen, wie ich es erfahren, damit ich es vor mir sehe auf dem Blatte, damit Ihre Antwort, Ihr Wort mich überzeugt, es sei nicht ein Wahnbild meines überreizten Hirnes, was mir das Herz zerreißt. Und dann wieder wollte ich — o, mit welcher Inbrunst wollte ich es! — daß Sie, meine kluge Freundin, mir sagten: Sie träumen, wachen Sie auf! es ängstigte Sie ein leeres Schattenbild! Selma liebt Sie, der Prinz hat Sie nicht verrathen! — Aber Sie können dieses tröstende Wort nicht sprechen — und ich stehe einsam in der Welt! allein, mit dem Gewinn, die Menschen zu verachten und das Leben zu hassen!

„Was Selma mir war, welche Opfer ich gebracht, sie aus den Händen ihrer Mutter zu befreien, der alle Unschuld und Schönheit dieses wundervollen Wesens nichts war, als ein Mittel, sich früher oder später neuen Reichthum und neues Ansehen zu gewinnen, nachdem sie sich um Hab' und Gut, um Ehre und

Stellung gebracht — Sie wissen das. Sie wissen, wie ich selbst mir es kaum vergönnte, dem Mädchen zu nahen, das sich vertrauend und Rath und Beistand fordernd in meine Arme geworfen hatte. Ihre Seele sollte vergessen, was sie geängstigt hatte, sie sollte sich frei und unabhängig fühlen; so sehr ich sie liebte, so sehr ich nach ihrer Liebe mich sehnte, ich wollte ihre Liebe nicht ihrer Dankbarkeit, ich wollte ihren Besitz nur ihrer Liebe verdanken.

„Der Mensch hat eine Unschuld des Verstandes, die ihn ruhig und glücklich macht, so lange er sie besitzt, und die ihm für ewig verloren geht, wenn er zu grübeln beginnt. In dieser Lage befand ich mich trotz meiner dreißig Jahre und trotz der Erfahrungen, die das Leben um mich her mich hatte machen lassen. O, ich hatte nicht an mir gezweifelt, ich hatte mir und meinem Herzen nicht mißtraut! Ich hielt mich für gut, für edel, ich glaubte recht zu handeln gegenüber der Geliebten, wenn ich sie wachsen und werden ließ, wie der sorgliche Gärtner den Baum, von dessen Schatten er einst Labung erwartet. Nur vorbeugen, nur abwehren und behüten zu müssen, hielt ich für meine Pflicht, und Selma's Entwicklung, ihre wachsende Neigung für mich, ihre aufzuckende Leidenschaft, wenn ich

sie nach immer kürzeren Trennungen wiedersah, schienen mir Rechte zu geben, und versprachen mir einen Lohn, dessen Größe mich vor Wonne schwindeln machte. Immer öfter erlaubte ich mir, hinaus zu reiten nach dem stillen Pfarrhofe, in dem sie lebte wie sie es gewünscht hatte, und schon malte ich mir den Tag aus, an dem ich die Geliebte, die Verlobte den Freunden vorstellen würde als den köstlichen Erwerb, als das höchste Gut meines Lebens. Ihnen, meine Freundin, allein hatte ich ihr Bild gezeigt, und wie entzückte mich Ihr Ausruf: Wer ist diese gottbegnadigte Königin? — Da — —

„Das alles war Selbstsucht, Eitelkeit, Hochmuth, Sondergelüsten von mir! Warum wollte ich ein bevorzugtes Glück? Warum glaubte ich mich berechtigt, eine Ausnahme unter den Frauen zu besitzen? Warum sagte ich mir nicht, daß das Weib schwach ist, seinen Sinnen, seinen Herzenswallungen unterthan, und daß nur die starke Hand des Mannes es zu halten vermag, wenn er es an sich kettet durch seinen Willen? — Ich glaubte an Ideale, ich suchte sie in unserer Welt! — Lächeln Sie darüber, meine Freundin, wenn Sie können — ich vermag es noch nicht!

„Dem Prinzen fielen meine häufigen Entfernungen

auf. Er fragte mich darum. Seit Jahren besaß ich sein unbeschränktes, volles Vertrauen, es hatte mich schon lange gepeinigt, ihm dieses nicht zu vergelten, ein Geheimniß vor ihm zu haben, das den Mittelpunkt meines ganzen Daseins ausmachte. Zwar kannte ich seinen Leichtsinn, seine Leidenschaft den Frauen gegenüber; aber niemals hatte ich Grund gehabt, an seiner Ehre, an seiner Freundestreue zu zweifeln. Ich gestand ihm deßhalb endlich Alles, und er war sichtlich gerührt davon.

„Mit der Wärme, die Sie an ihm kennen, und welche so hinreißend ist, warf er sich in meine Arme. O, Sie Glücklicher, rief er aus, dem es vergönnt ist, seinen Idealen nachzuleben, den nicht, wie mich, kleinliche Staats-Intriguen in ein frostiges Eheband zu schmieden verlangen! Ich muß Ihre Selma kennen lernen, ich muß mein Herz erwärmen an dem Anblick eines Glückes, das meine Ehe mir nicht geben wird, das ich in den flüchtigen Verbindungen und Leidenschaften meines Herzens nie gefunden habe, nie finden kann!

„Ich wußte nur zu gut, daß er mit diesen Worten die Wahrheit ausgesprochen hatte. Ich ließ mich überreden. Die vertrauende Freundschaft, der liebevolle

Stolz auf das Mädchen verführten mich dazu, und wiegten die abmahnende Vorsicht in unheilvollen Schlaf. O, warum müssen wir im Leben so vielfach Ursache haben, die besten Regungen unseres Herzens verdammend zu bereuen!

„Von dem Jagdschlosse aus ritten der Prinz und ich zu meinem Mädchen hinüber. Ich sah es, wie Selma's Schönheit ihn überraschte. Thor, der ich war, ich sah es mit Freude! Ich fühlte den Eindruck, den die hinreißende Beredsamkeit des Prinzen auf ihr Ohr machte, das dieser einschmeichelnden Worten nicht gewohnt war. Ein Gefühl der Angst kam über mich, ich drängte zum Aufbruch; der Prinz gab ohne Zögern nach und dankte mir auf dem Heimritt scherzend für meine Eifersucht, die ihn gehindert habe, sich in die unergründlichen Augen des Mädchens zu verlieren. Am nächsten Tage sandte er ihr ein kostbares Schreibgeräth mit der Ermahnung, mich durch fleißige Briefe für die Trennung von ihr zu entschädigen, zu der mein Dienst bei ihm mich nöthige. Das Schreibzeug wurde eifrig benutzt, indeß nicht allein zu dem Briefwechsel mit mir.

„Wie der Prinz sich ihr genähert, wie er mir ihr Zutrauen, ihre Liebe geraubt, wie er sich diese Schätze

angeeignet, und wie sie beide, meine Sicherheit miß-brauchend, mein Vertrauen betrogen — ich habe es nicht wissen mögen. Was nützt ein solcher Blick in die Tiefe eines Abgrundes von Verrath?

„Selma's Briefe ließen mich nichts Böses ahnen, es war die gleiche, sanfte Sprache, die ich liebte. Plötzlich im Juli schrieb sie mir: ihre Mutter sei schwer erkrankt, fordere ihren Beistand, und so quälend es ihr sei, in die traurigen Verhältnisse ihres Hauses zu-rückzukehren, so glaube sie keinen Augenblick zögern zu dürfen, und werde unter dem Schutze des Dieners, den die Mutter ihr geschickt, noch an demselben Tage zu ihr aufbrechen. Der Mutter Brief war dem Briefe Selma's beigefügt, der Pfarrer schrieb mir, er habe den Gründen Selma's nachgeben zu müssen gemeint; und sie war ja nur aus freier Wahl mein Schützling geworden, sie hatte die Freiheit ihres Handelns nicht an mich verloren.

„Ich glaubte ihr, obschon ihre Reise mir unwill-kommen war, und gedrängt von meiner Sorge um sie, bat ich sie, mir nun ihr Wort zu geben und end-lich den Tag unserer Verlobung zu bestimmen. Die Krankheit der Mutter bot ihr den Vorwand, die Ent-scheidung hinauszuschieben, und während ich vom Prin-

zen den Urlaub fordern wollte, sie sehen zu gehen, betraute man mich mit der Werbung um die Hand der Fürstentochter, welche man ihm zur Gattin zu gewinnen wünschte. Ich konnte mich dieser Mission nicht entziehen, sie hatte den gewünschten Erfolg.

„Der Prinz war in Pyrmont. Als ich dorthin kam, wie er es gefordert, hatte er das Bad am Tage vorher verlassen, aber alle Welt sprach mir von seiner Herablassung, von seinem Geiste, von seiner Liebenswürdigkeit und — von der Schönheit seiner Geliebten, die erst am Morgen meiner Ankunft aus Pyrmont abgereis't war. Ich wußte von keiner Leidenschaft, welche den Prinzen in der Zeit beschäftigt hätte; der Augenblick seiner Verlobung schien ohnehin der ungünstigste für eine solche neue Verbindung zu sein. Unangenehm überrascht, besorgt, fragte ich um den Namen seiner Schönen — und Selma's Name tönte mir entgegen!

„Sie war geflohen vor mir, dem Liebenden, der sein Herzblut hingegeben hätte, den Hauch des Tadels von ihrem angebeteten Bilde fern zu halten — geflohen, um ihre buhlerische Mutter aufzusuchen, und sich von ihr dem Prinzen überliefern zu lassen. O! das ganze Spiel war so fein angelegt gewesen, daß man

es hätte bewundern müssen, wäre es nicht so abscheu-
lich gewesen.

„Wie ich die Residenz erreicht — ich habe keine
Vorstellungen mehr davon. Der Prinz war abwesend —
ich möchte sagen: zu unser aller Heil; denn ich besaß
mich nicht, ich kannte mich nicht in meinem Schmerze,
in meinem gerechten Zorn.

„In meiner Wohnung erwartete mich ein Brief
von Selma. Sie gestand mir Alles, sie gab sich mir
als ein Opfer ihrer Mutter, sie beschwor mich, ihr zu
verzeihen — und in meinem Bedürfniß, ihr zu glau-
ben, weil ich sie so einzig liebte, war ich nahe daran,
zu ihr zu gehen, als ich auf meinem Schreibtisch ein
Packet von des Pfarrers Handschrift fand, das in mei-
ner Abwesenheit für mich angekommen war.

„Selbst getroffen von der verrätherischen Schlau-
heit der Unwürdigen, hatte er gleich nach ihrer Ent-
fernung die Entdeckung gemacht, daß Selma seit der
ersten Begegnung mit dem Prinzen in beständigem
Verkehr mit ihm geblieben, daß sie es gewesen war,
welche die Verbindung mit ihrer Mutter aufgenom-
men hatte, um sich durch dieselbe die Möglichkeit einer
Zusammenkunft mit dem Prinzen zu verschaffen, und
daß sie keinesweges das Opfer ihrer Mutter, sondern

das Opfer ihrer eigenen Verblendung, ihres Verrathes geworden war.

„Was soll ich Ihnen jetzt noch sagen, meine Freundin? — Der Prinz ging auf einem Umwege von Pyrmont gleich an den Hof seiner künftigen Schwiegereltern, er hatte die große Gnade, meine Begleitung entbehrlich zu finden. Ich forderte meinen Abschied, man mußte ihn mir wohl gewähren. Selma habe ich mit keinem Worte geantwortet. Auch jetzt noch, nachdem sie herabgesunken von ihrer Höhe, sie, in der ich, wie in der Madonna, die heilige Reinheit ihres ganzen Geschlechtes anbetete und liebte, auch jetzt noch denke ich zu groß vom Weibe, um an die Verführung eines Weibes zu glauben. Ein Weib, das fällt, hat Niemanden anzuklagen, als sich selbst; denn es hat Vernunft und freien Willen wie der Mann, und es hat zu seinem Schutze und Beistande gegen sich selbst und seine Schwäche, die Scheu der Weiblichkeit, die das Weib selbst nur schwer in sich besiegen, und nur mit ausdrücklicher Aufbietung seiner Kraft in sich zerstören kann. — Mag Selma sich ihr Urtheil selber sprechen und sich vergeben, was sie gethan an mir und an sich selbst.

„Tage lang, Wochen hindurch hat es in mir ge-

brannt, Rache zu nehmen an dem Prinzen, an dem Freunde, dem ich vertraut. Aber auch das ist vorüber! Warum führte ich ihn zu ihr, da ich ihn kannte? Warum schloß ich mich ihm an, warum vertraute ich einem Manne, dessen Lebensansichten nicht die meinen sind, dem ein Spiel war, was ich heilig hielt in meinem Innern? Nur Gesinnungsgleichheit giebt für einander Gewähr, die Freundschaft, welcher sie fehlt, ist haltlos, wie die grüne Blüthendecke, die sich trügerisch über Untiefen verbreitet. Ich hätte das früher wissen können — ich weiß es nun, da Alles entschieden und vorüber ist, da ich allein bin mit diesem traurigen Verstehen und Begreifen, das uns klug macht, klug und sehr unglücklich!

„Ehe ich die Residenz verließ, habe ich dem Prinzen geschrieben, diese Genugthuung war ich mir schuldig. Er hat mir nichts zu antworten vermocht, denn die Aufklärung, die Entschuldigung, das Versprechen, das er mir gegeben hat, Selma nicht zu verlassen, wiegen leichter als das gelbe Blatt, das der Herbstwind durch die Luft trägt. — Wäre er frei gewesen, hätte er Selma geliebt, sie ehelichen, sie beglücken können — ich hätte meine Hände über mein Herz gedrückt und hätte, ich weiß es gewiß, wenn auch mit

Thränen, den Bund zu segnen vermocht, der die beiden Menschen vereinigte, welchen ich die höchsten Empfindungen der Seele, welchen ich meine Liebe und meine Freundschaft geweiht hatte. Denn:

Es ist auch Freud' im Kummer noch zu finden,
Wenn in der Brust des Traur'gen Friede wohnt!

„Aber jetzt! — o, daß ich es denken und wieder denken muß, daß ich nun daran nicht zweifeln kann!

„Ein großes Leid ist etwas Selbstständiges und hat sein Recht, uns ganz zu fordern. Ich bin hieher gegangen, nicht um zu vergessen, sondern um mich dem Leide zu überlassen, das mich beherrscht. Hier hat Niemand mich zu fragen: Unglücklicher! was verdüstert Dein Auge? Warum hat Dein Mund das Lächeln verlernt? Warum ist Dir unmöglich und lästig geworden, was Dir bisher so erwünscht und erfreulich dünkte?

„Hier bin ich allein — ich wollte, Sie sähen es, wie sehr allein! — Sie, die schmerzgewohnte Schmerzbesiegerin! Sie würden mir das Glück dieser geistererfüllten Einsamkeit nicht mißgönnen, weil es das einzige ist, für das ich jetzt empfänglich bin.

„Sie sollten ihn kennen diesen großen Saal, mit seiner pfeilergetragenen Wölbung, mit dem braunen

Getäfel, das die Wände bis zu halber Höhe einfaßt, und den Stützpunkt giebt für die Bilder meiner Eltern und Voreltern!

„Wie ernst sie mich empfingen, da ich unter sie trat, ein Fremdling in der Heimath! Wie ihre stillen Augen in meiner Seele lasen und mich anschauten, als wollten sie sagen: Du auch kannst erzählen von der Schmerzenstaufe des Lebens, von der Feuerläuterung des Herzens!

„Und vor Allen meine gute Mutter, wie mild sie zu dem Sohne niederblickt! Wie die Tage meiner Kindheit lebendig werden in meinem Geiste, jene Tage, da ich, an ihr Knie gelehnt, den Märchen horchte und ihren Voraussagungen von den Freuden der Jugend. Aber —

Unsre Jugend gleicht dem Traum des Jägers,
Der am Hügel auf der Haide ruht.
In dem sanften Strahl der Sonne schläft er,
Und erwacht im Brausen wilden Sturmes.
Ihn umzuckt des Blitzes rother Strahl,
In der Bäume Gipfel weht der Sturm —

„Ja, der Sturm! Schon seit dem Morgen, schon seit der vorigen Nacht tobt er durch die Lüfte. O, und welche Wohlthat ist mir der Einklang meines

Innern mit der Zerrissenheit der Natur, die mich umgiebt! Das dumpfe Grollen der Wellen tönt durch die Nacht, endlos sich wiederholend im Anschwellen, Ueberstürzen und Verschwimmen. Der Sturm braust über das Wasser herüber gegen mein Haus, daß die Fenster davor erbeben, und die wilde Jagd des hinfliegenden Gewölkes mir bald den Mond entschleiert, bald verhüllt. Hier und da treibt er einen Nachtvogel gegen die Scheiben, der erschrocken anklopft mit dem breiten Flügelpaar, wie ein Verirrter, Ruhesuchender, und eilig zurück fliegt in das Toben der Elemente, als wüßte er, daß hier die Ruhe nicht wohnt, daß auch hier innen Stürme toben.

„Aber morgen, wenn die Sonne aufgeht, morgen vielleicht, wird ruhige Schönheit über dem Wasser schweben, von dem blauen Himmel seelige Klarheit auf die stille Fluth hernieder lächeln, und es wird Alles überwunden sein, der Kampf und die Dunkelheit und das Entsetzen!

„Ueberwinden! Das ist es! Hat doch der Heiland es ausgesprochen als die höchste Aufgabe des Menschen; hat er doch von sich selbst wie ein Sieger gesagt: Ich habe das Leben überwunden!

„Lassen Sie Ihre Liebe mit mir sein und Ihren

milden Geist leuchten über mir, auf daß ich das Leben überwinde!

„Und damit lassen Sie mich schließen. Ich küsse Ihnen die Hände, meine sanfte Freundin! Ertragen Sie mich, und mögen Ihnen glücklichere Sterne leuchten, als Ihrem armen Freunde!"

Zweites Kapitel.

Der Baron war auf seine Güter gegangen, um sich selbst zu leben, indeß grade der Zustand dieser Güter zog ihn von seinem Brüten ab, und zwang ihn zu einer ihm ganz ungewohnten Thätigkeit. Er fand eine Vernachlässigung vor, die ihn mit den bedeutendsten Verlusten bedrohte. Nichts war, wie man es ihm dargestellt hatte. Die Gebäude befanden sich in einem bedenklichen Verfalle, der Boden war ausgesogen, seine Tragfähigkeit fast erschöpft, die Wälder übermäßig ausgehauen und neue Anpflanzungen nicht gemacht; und die Lage der Gutshörigen war noch schlimmer, als das alles. Hätte der Baron nicht seine eigenen Angelegenheiten zu wahren gehabt, die bloße Menschlichkeit würde ihm die Pflicht auferlegt

haben selbst einzutreten, und herzustellen was so lange unbeachtet gelassen zu haben, er schwer bereute.

Aber ihm fehlten alle Kenntnisse zur Erfüllung des Berufes, den er jetzt als den seinigen erkannte. Er hatte niemals auf dem Lande gelebt, die Wirthschaft war ihm fremd, er hatte selbst den Verkehr mit den Landleuten erst zu lernen, um von ihnen selber zu erfahren, auf welche Weise ihnen geholfen werden müsse; denn bei allen Verbesserungen, die gemacht werden sollen, ist die Art, in der sie ausgeführt werden, eine wesentliche Grundlage ihres Gelingens.

Schon nach wenig Wochen verabschiedete er den Verwalter, um mit dem Anfange des neuen Jahres, unter dem Beistande eines zuverlässigeren Gehülfen, seine Wirthschaft selbst zu führen. Der Winter ging dabei fast ganz mit Vorarbeiten hin. Es wurden Vermessungen vorgenommen, die Schlittbahn zur Herbeischaffung neuer, besserer Saaten und des nothwendigen Baumaterials benutzt, und es blieb dem Baron im Grunde wenig Zeit, an die Vergangenheit zu denken, da ihn seine ganze Thätigkeit nothwendig in die Zukunft hinauswies.

Aber es lag im Geiste jener Zeit, den Schmerz und das Leid wollüstig auszukosten, sich aus der

Pflichterfüllung und Entsagung eine ganz besondere Tugend zu machen, und der Briefwechsel, den der Baron mit seinen entfernten Freunden unterhielt, trug auch wirklich dazu bei, ihm gegenwärtig und lebendig bleiben zu lassen, was er vergessen zu wollen behauptete. Mit einer eigensinnigen Beharrlichkeit wehrte er sich gegen das Interesse, welches seine praktische Thätigkeit mehr und mehr für ihn gewann. Hatte sie ihn am Tage lebhaft beschäftigt, so schrieb er am Abende klagend aus seiner Einsamkeit, wie sein Beruf ihm keine freie Erhebung der Seele gönne, wie ihm nur die letzten Stunden des Tages übrig blieben, sich auf sich selber zu besinnen, und sich zu erinnern, daß Leben eigentlich doch nur der Zustand heißen dürfe, in welchem man, freudig genießend, im Verein mit Anderen an der gemeinsamen Vervollkommnung arbeite.

Obschon er auf das Land gegangen war, die Menschen zu meiden, und obschon er die Begegnung mit seinen Nachbarn, soweit seine Geschäfte ihn nicht dazu zwangen, geflissentlich vermied, beschwerte er sich doch oft schmerzlich über die Vereinsamung, in der er sich befand. Während er begeistert die Seegnung pries, welche der Verkehr mit der Natur ihm bereite, nannte

er den einsamen Naturgenuß doch nur eine schmerzliche Lust, und hatte als letzte Aufklärung über seine Zustände nur die Behauptung zu geben, daß gewisse Lebenserfahrungen mit dem Glauben an Glück auch die Glückesmöglichkeit zerstören, und dem Menschen als letzten Hort ein Leben der Entsagung zuweisen.

Indeß die Entsagung ist kein Zustand von Dauer, sie ist gewöhnlich nur die Morgendämmerung zwischen der Nacht des Schmerzes und dem neuen Lebenstage, und um einen Entsagenden, wenn er sonst gesund ist, braucht man nicht zu sorgen. Entfernt von seinen Freunden, und wie seine Nachbarn gezwungen sich zu rühren, um dem Boden abzugewinnen, was er zu bieten hatte, fing, trotz all seines Sträubens dagegen, die praktische Thätigkeit an, ihn mehr und mehr zu beherrschen, und noch waren nicht zwei Jahre seit seiner Entfernung aus der Residenz vergangen, als er ein eifriger Landwirth geworden war, bei welchem mit dem sich mehrenden Gewinne gleichmäßig die Lust am Erwerbe zunahm.

Er schrieb seinen Freunden seltener, weil er allmählich die Stimmung verlor, in welcher sie ihn zu denken gewohnt waren, und weil er selbst sich fremd erschien in der wiederkehrenden Zuversicht zum Leben.

Wie Einer, der an seiner Krankheit zu sterben gewünscht hat, und sich dann der Lust der Genesung dennoch nicht zu entziehen vermag, so gewahrte er fast unwillig die Wandlung, welche sich allmählich in ihm vollzog. Ja, er fühlte eine Art von Verlegenheit und Schaam vor sich selbst, als er gegen das Ende des zweiten Winters die Einladung zu einem großen Feste auf einem Gute in seiner Nachbarschaft annahm.

Es war im März, die Tage wurden schon länger, die Luft war mild für die Jahreszeit, aber Schnee und Eis lagen noch fest über der Erde, und die herrlichste Schlittbahn machte grade diesen Zeitpunkt zu einem der bequemsten für den geselligen Verkehr in jener Gegend.

Die Sonne war noch nicht ganz untergegangen, und die feine Sichel des Neumondes schwamm silberweiß an dem hellen, völlig klaren Himmel, der so freundlich aussah, daß sich der nahe Frühling schon in ihm verkündigte, und Hoffnung und Sehnsucht nach Lebensgenuß mit der Luft in die Menschen einzuziehen schienen.

Es dünkte den Baron, als habe er seit Jahren keine ähnliche Beleuchtung, als habe er die Welt lange so schön nicht gesehen. Er freute sich der Na-

tur seines Vaterlandes, er dachte mit Behagen an die Veränderungen, welche er im Laufe der letzten Jahre auf seinem Besitze gemacht, er sah in der Zukunft Feld, Wald und Garten in immer größerer Kultur und Schönheit um sich her gedeihen. Aber mit dieser Freude stieg auch plötzlich wieder mit erneuter Kraft der Schmerz in ihm auf, daß er dies alles einsam genieße, daß ihm die Geliebte für immer verloren sei, für die zu schaffen, ihn so glücklich gemacht haben würde.

Indeß es blieb ihm nur kurze Zeit für diese Erinnerungen. Der Schlitten bog um eine Ecke, und das Schloß seines Gastfreundes lag vor ihm. Die Thorflügel der Mauer, welche den Hof umgab, waren weit geöffnet, auf ein Paar dazu hergerichteten, tannenumwundenen Pfeilern standen Pechpfannen für den Abend und die Nacht bereit. Denn einige der nächstwohnenden Gutsbesitzer wollten erst spät eintreffen und gleich nach dem Feste in der Morgendämmerung wieder aufbrechen, während die Mehrzahl im Schlosse nächtigen und es erst am folgenden Tage verlassen sollte.

Auch die Rampe und der Eingang des Schlosses waren bekränzt, die silberne Hochzeit der Besitzer zu

feiern, und so wenig sonst die größte Pracht und Gala eines königlichen Hofes Eindruck auf den Baron gemacht hatten, so fühlte er sich jetzt durch die einfache, festliche Verzierung des Gebäudes in eine heitere Spannung, ja, in eine freudige Rührung versetzt, wie er sie bei solchen Anlässen nur in seiner ersten Jugend gekannt hatte.

Als sein leichter offener Schlitten durch den Hof flog, hielt schon eine auf Kuffen gesetzte schwere Kutsche auf der Rampe, und zwei Diener und der Hausherr selbst waren damit beschäftigt, Jemandem beim Aussteigen zu helfen. Indeß es kamen allmählich ein Mantel, ein Muff, es kam eine Wildschur und ein Fußsack heraus, aber kein Mensch, und des Wartens müde, sprang der Baron aus seinem Schlitten, ehe noch der Inhaber des Wagens den Kopf zur Thüre heraus gesteckt und den Fuß auf den Boden gesetzt hatte. Zur höchsten Verwunderung des Barons war es aber kein Mann, sondern eine große, starke Dame von kaum vierzig Jahren, die lachend dem Wirthe die Hand gab.

Besser bewahrt als beklagt! rief sie mit tiefer, starker Stimme, und sich dann plötzlich gegen den Ankommenden wendend, fragte sie: Das ist ja ein Fremder? Wie kommt denn der hierher?

Es ist unser Nachbar, Baron von Wachstetten auf Tannenburg, antwortete der Wirth vorstellend, und nannte in gleicher Weise das Fräulein von Gleinitz.

I, der Tausend! rief sie in ihrer lauten Weise, also sind Sie aus Ihrer Einsiedelei hervorgekrochen? Nun, willkommen und auf gute Nachbarschaft! — Damit zog sie ihren grün wollenen Fausthandschuh herunter und schüttelte dem neuen Bekannten die Hand, als ob sie alte Cameraden wären.

Der Baron wußte nicht, was er aus diesem Frauenzimmer machen sollte. Die Größe und Stärke, die Züge und Stimme der Dame, wie ihr ganzes Sprechen und Behaben waren entschieden männlich. Um das Bärtchen unter der hervorspringenden Nase hätte mancher Cornet sie beneiden können, und doch fielen aus ihrer schwarzen Sammtkappe noch eine Masse der schönsten hellblonden Locken auf den Pelzkragen ihres schwarzen Tuch-Oberrockes hernieder, und ihre großen, dunkelblauen Augen betrachteten den Baron mit einer prüfenden Feinheit, die wieder etwas ganz Weibliches hatte.

Während er befremdet den wunderlichen Willkomm des Fräuleins erwiederte, stieg eine zweite Dame aus

der Kutsche, um deren Bequemlichkeit Niemand zu sorgen schien, und doch war sie schon durch ihre seltene Schönheit der Beachtung im hohen Grade werth.

Der Hausherr rief ihr freundlich, aber eilig: Guten Abend, liebe Malwine! zu; indeß er hatte das Fräulein von Gleinitz in das Haus zu führen, und diese befahl den Dienern in so entschiedenem Kommandotone, ihr zu folgen und ihre Sachen in Acht zu nehmen, daß Malwine allein zurückgeblieben wäre, noch ein Necessaire und ein paar Pompadour aus dem Wagen zu packen und in das Haus zu tragen, wäre der Baron ihr nicht zu Hülfe gekommen.

Sie dankte ihm dafür freundlich, bestand aber darauf, die Sachen selbst zu tragen, und wurde gleich im Hause von ihm getrennt, da das Fräulein aus dem oberen Stockwerk nach ihr rief, während der Hausherr den Baron in Empfang nahm, ihn auf das Zimmer zu führen, welches für ihn bereitet war.

Als er sich umgekleidet hatte und sich zu der Familie seines Wirthes begab, fand er dieselbe um den Kaffeetisch versammelt, an dessen Mitte neben der Hausfrau das originelle Fräulein saß. Sie hatte einige Offiziere um sich versammelt, welche zu dem Feste aus Königsberg gekommen waren, und der Baron hörte, daß

sie mit einem derselben über den Preis seiner Wagen-
pferde verhandelte. Da seine Wirthin und ihre Töch-
ter ihn mit Zuvorkommenheit unterhielten und es ihm
auf jede Weise vertraut und behaglich in dem neuen
Kreise zu machen suchten, so wurde er dadurch fest-
gehalten, und vernahm nur von Zeit zu Zeit die ein-
zelnen derben Ausdrücke, mit welchen das Fräulein
den Pferdehandel betrieb. Indeß Alle mußten das
gewohnt sein, denn Niemand beachtete es, und der
Baron selbst fühlte sich davon um so mehr abgezogen,
weil er immer auf den Eintritt der Schönen wartete,
mit der zusammen er in das Haus gekommen war.

Aber Malwine kam nicht, die Kaffeestunde war
vorüber, die Hausfrau und ihre Töchter gingen, sich
für den Ball umzukleiden, die Offiziere wollten noch
eine Partie Billard machen, der Wirth war mit den
nun immer schneller nach einander eintreffenden Gästen
beschäftigt, und so machte es sich, daß der Baron sich
nach einiger Zeit mit dem Fräulein von Gleinitz allein
in dem Zimmer befand.

Kommen Sie her Baron! rief sie ihm zu, als der
Letzte der Mitanwesenden hinaus gegangen war. Es
ist mir lieb, daß ich Sie für mich allein habe, ich habe
schon lange Lust gehabt, Sie einmal zu sehen.

Der Baron dankte ihr für diese Theilnahme, sie fiel ihm aber schnell ins Wort. Danken Sie mir nicht und machen Sie keine Redensarten! Damit kommen Sie bei mir schlecht an. Für die Neugier hat man sich bei einander nicht zu bedanken, und wenn wir Menschen nicht neugierig wären wie die Affen, so würden wir wie die Bären jeder in seiner Höhle bleiben, bis der Hunger uns heraus triebe, und wir einander in die Pelze fielen! Sie lachte dabei laut auf.

Welch eine traurige Anschauung von der Welt und den Menschen! rief der Baron.

Traurig? wiederholte das Fräulein, wie kommen Sie denn darauf, das traurig zu finden? Hat Ihnen schon Einer gesagt, daß die Cousine eine traurige Person sei?

Darf ich fragen, von wem Sie sprechen, meine Gnädige?

Mein Gott, Baron! aber Sie sind wirklich wie vom Monde gefallen! Wie kann man zwei Jahre hier in Preußen leben und nicht wissen, daß ich in unserer Gegend die allgemeine Cousine bin! Sie müssen doch noch einsiedlerischer gewesen sein, als ich mir dachte.

Ich habe allerdings außer meinen nächsten Nach-

barn fast Niemanden gesehen! entgegnete er, allmählich durch die barocke Art der Dame belustigt.

Und doch sind Sie in aller Leute Munde gewesen! fiel sie ihm ins Wort. Sie müssen eine wahre Passion darauf gehabt haben, Ihre Liebesgeschichte an die große Glocke zu hängen, denn . . .

Mein Fräulein! rief der Baron beleidigt, was berechtigt Sie zu einer Aeußerung, die ich nicht mehr verhindern kann, und zu einem Tone, den ich nicht ertrage, auch von einer Dame nicht! —

Er stand auf und wollte sich entfernen, sie ergriff seine Hand und hielt ihn fest.

Baron! sagte sie, mit veränderter und weicherer Weise, brauchen Sie Ihre Hofphrasen und Cavalier-Redensarten nicht bei einer verständigen Frau, die all solch Wesen wie Plunder und Ballast von sich abgeworfen hat, und die es gut mit Ihnen meint. Ihre Einsamkeit war eine Thorheit. Wer in Ruhe und Behagen sein Dasein genießen will, der muß sich nicht von den Menschen zurückziehen; und wer sich die Lust gönnen will, sie gering zu schätzen, der muß ihnen nicht Anlaß geben, sich über ihn die Köpfe zu zerbrechen. Glauben Sie das Ihrer Cousine, denn wir werden wohl auch irgendwie verwandt sein, und han-

deln Sie danach! Uebrigens wenn Sie nicht wissen, was in Berlin passirt ist, so fragen Sie mich.

Nun war sie es, die schnell davon ging und den Baron in noch größerem Erstaunen und Unbehagen zurück ließ; denn die Anmaßung hat etwas, was den Feinfühlenden bannt und erschreckt, und die Erscheinung dieser Frau war ganz dazu geeignet, zu überraschen und zu verwirren.

Er fing an zu bereuen, daß er zu dem Feste gekommen, und doch hatte er ein Verlangen, eben so wohl die alte Dame, als das schöne Mädchen wieder zu sehen, und in einem aufgeregten Zustande verging ihm die Zeit, bis er sich zum Balle angekleidet hatte und in den Saal trat.

Drittes Kapitel.

Die Versammlung war noch zahlreicher, als Baron von Wachstetten es erwartet hatte; aber schon von der Thüre aus erblickte er das Fräulein von Gleinitz, das in der Mitte des Saales stand und lebhaft in einem Kreise von Männern das Wort führte. Sie trug ein schwarzes Sammetkleid, das gegen die allgemeine Sitte hoch zum Halse hinaufging, einen Stuartkragen von reichen, alten Spitzen, und auf dem Haupte einen Aufsatz ebenfalls von schwarzem Sammet, der wie der Gürtel des Kleides mit kostbaren Brillanten befestigt war. Der Anzug hatte einen entschieden edeln Styl, und der Baron bemerkte, daß Figur und Kopf des Fräuleins des Adels nicht entbehrten. Ja, es schien, als fühle die Dame dies selbst, denn sie trug

sich hoch und stolz mit großer Sicherheit, als stehe sie zu einem Bilde. Sie sah ganz anders aus denn am Nachmittage, wo sie in Pelze gepackt aus dem Wagen gestiegen war, oder in bequemer Schwatzhaftigkeit am Kaffeetische gesessen hatte; nur der Ausdruck der steten Beobachtung und des überlegenen Spottes war derselbe geblieben.

Weit entfernt von ihr, im Kreise der Tänzerinnen, sah der Baron Malwinen. Er wollte vor allen Dingen wissen, wer sie wäre, und fragte einen jungen Mann um ihren Namen.

Es ist Fräulein von Brankow, die Gesellschafterin der Cousine! erhielt er zur Antwort.

Sie war ihm beim ersten Anblick schön erschienen, jetzt, da er sie ruhig betrachten konnte, fesselte sie ihn vollends. Sie war sehr groß und schlank, ihr Profil von tadelloser Reinheit, und von einer Form, welche an die edelsten Antiken erinnerte. Darum thaten der stille Ernst der dunkeln Augen und die Blässe des Gesichtes ihrer Schönheit auch keinen Abbruch sondern machten sie nur noch eigenartiger. Ihr schlichtes, weißes Kleid, das den Körper, wie die Mode es mit sich brachte, nur eben verhüllte, und Brust, Nacken und Arme frei ließ, erhöhte den Eindruck des Antiken noch, und selbst die einfache Perlenschnur

welche durch ihr schwarzes, hinten in einer Krone zusammengestecktes Haar geschlungen war, stand damit im Einklang.

Der Baron glaubte nie eine so vollendete Schönheit gesehen zu haben, er verlor sich mit künstlerischer Empfindung in ihren Anblick, und es kam ihm fast unnatürlich vor, als sie einem Manne die Hand gab und mit ihm zur Polonaise antrat, da die Musik begann.

Die Gruppe von Männern, welche in der Mitte des Saales gestanden hatte, zerstreute sich bei den ersten Tönen, sie holten ihre Damen ab, und während der Baron sich umsah, wen er auffordern solle, da fast alle Frauen ihm unbekannt waren, trat das Fräulein von Gleinitz an ihn heran.

Kommen Sie her! sagte sie in ihrer gewohnten Weise. Sie haben Sich zu lange besonnen, und obschon ich dadurch den Genuß verliere, die ganze thörichte Gesellschaft an mir vorüber passiren zu lassen, will ich Ihnen zu Gefallen eine Ausnahme machen und mit marschiren.

Sie schritt also an seiner Hand durch die Reihen und Verschlingungen der Polonaise, und wohin sie sich wandte, rief man ihr einen Gruß entgegen, hörte

man heitere Verwunderung darüber äußern, daß die Cousine tanze. Sie theilte dabei dem Baron in hingeworfenen, aber immer scharf bezeichnenden Notizen die Namen und Verhältnisse einzelner Personen mit, und nachdem er seine Tänzerin auf ihren Platz zurückgeführt hatte, fand er sich zu seinem Erstaunen mit Einem Male wesentlich aufgeklärt über die Gesellschaft, die ihn umgab.

Nur die Dame selbst, welche sich seiner so gewaltsam angenommen hatte, war ihm noch ein Räthsel, und er benutzte einen Augenblick, als die Spieltische arrangirt worden und die Jugend im vollen Genusse des Tanzes war, den Hausherrn um Auskunft über das Fräulein von Gleinitz zu bitten.

Ja, sagte dieser lächelnd, das ist nicht so mit zwei Worten abgemacht! So viel kann ich Ihnen aber in der Eile sagen, sie ist die Besitzerin der Remnitter Güter, die ihr als ein Kunkellehn in früher Jugend zugefallen sind, und sie ist dadurch eine der reichsten Frauen der Provinz. Aus Furcht, nur ihres Geldes wegen geheirathet zu werden, hat sie zu ihrer Zeit mehrere vortreffliche Partieen zurückgewiesen, darunter auch einen jungen Mann, für den sie im Stillen eine zärtliche Leidenschaft gehegt, und der sie wirklich geliebt hat, denn

sie war eine schöne Person. Dieser junge Mann, den ihre Verwandten ihr verdächtigt hatten, um sie vom Heirathen abzuhalten, ist dann zufällig unter traurigen Verhältnissen im Auslande gestorben, sie hat diesen Tod aber mit ihrer eigenen Handlungsweise in Verbindung gebracht, und Gewissensbisse und der Zorn und die Verachtung gegen ihre habsüchtige Familie haben sie mißtrauisch, aber auch selbstständig gemacht. Sie hat zeigen wollen, daß kein Einfluß der Ihrigen sie mehr bestimmen solle, und daß sie der Herr ihres Handelns sei. Sie war damals grade großjährig geworden, hat also die Verwaltung ihrer Güter selbst übernommen, ist durch Felder und Wälder geritten mit ihren Inspectoren und Pächtern, und wie denn eine Abweichung vom Gewöhnlichen immer gleich die andere nach sich zieht, so hat sie sich zuletzt die wunderliche Art und Weise angewöhnt, die Sie an ihr bemerkt haben müssen und welche ihr zur zweiten Natur geworden ist.

Aber wie kommt es, daß alle Welt sie hier die Cousine nennt?

Sie hat viele Verwandte, entgegnete der Hausherr, unser Adel ist ja so vielfach verschwägert, und da sie, wie gesagt, ein großes Vermögen hat, so fanden sich

Personen, die ihre Verwandtschaft suchten, um ihren Beistand zu erlangen. Das mag ihr oft lästig geworden sein, und um dafür ihre Revanche zu haben, hat sie in anderen Fällen, in denen sie Lust hatte, zu tadeln oder zu helfen, je nachdem, ihre Verwandtschaft in sehr entfernten Graden ebenfalls geltend gemacht, bis es Sache des Scherzes geworden ist, sie allgemein Cousine zu nennen.

Und sie läßt sich das gefallen?

O ja! denn es giebt ihr das Recht, sich, wie sie es liebt, um Alles zu kümmern und überall Einfluß zu gewinnen; abgesehen davon, daß ihr der daraus entspringende vertrauliche Ton bequem geworden ist.

Bei alledem, bemerkte der Baron, begreife ich nicht, was mir so unerwartet ihre Theilnahme zugezogen hat.

Das ist einzig ihr nie rastender Thätigkeitstrieb. Ich zweifle nicht, daß sie seit lange ihr Auge auf Sie gerichtet hatte, und nun Sie in ihre Nähe gerathen sind, nun kommen Sie auch so leicht nicht los.

Es kommt darauf an! meinte der Baron, sehr entschlossen, diese unberufene Theilnahme von sich fern zu halten.

Zuverlässig nicht! versicherte der Andere, und Sie brauchen Sich auch nicht davor zu scheuen. Sie ist in der That im Grunde eben so gut, als sie gescheidt ist. Sie ist tüchtig und hülfreich, man kann vortrefflich bei ihr und mit ihr leben, sie hat große Jagd und, was auch nicht zu verachten ist, einen wahren Engel als Gesellschafterin.

Ist Fräulein Brankow ihre Verwandte?

Nein, sie mag keine Blutsverwandten um sich haben. Sie sagt, es erinnere sie dies beständig daran, daß man ihren Tod erwarte.

Aber neben einem solchen Character muß ja das Leben für ein junges Mädchen eine Hölle sein! rief der Baron unwillkürlich aus.

Das grade nicht, denn sie liebt Malwinen und hat selbst große Freude an ihrer Schönheit; sie will sie aber praktisch machen, und daran freilich kann das Mädchen zu Grunde gehen!

Er brach plötzlich ab, da er für seine Pflicht gegen die Gesellschaft sich schon viel zu lange mit dem Einen Gaste aufgehalten hatte, und entfernte sich; der Baron aber blieb zurück. Er suchte Malwinen und dachte, was diese Allerwelts-Cousine dem schönen Mädchen Wunderliches und Seltsames auferlegen, von

welchen Sonderbarkeiten es zu leiden haben müsse. Da sah er die beiden Damen neben einander. Die Cousine, wie auch der Baron sie in seinem Innern unwillkürlich zu nennen begann, saß auf einem der schmalen, gradlehnigen Kanapee's an der Hauptwand, Malwine stand neben ihr, und das Licht eines der zahlreichen kleinen Wandspiegel warf seinen Schein auf das Mädchen herab, daß es wie ein Marmorbild anzusehen war.

Der Baron trat zu ihnen, und fragte, ob das Fräulein ermüdet sei, weil es an dem Tanze nicht mehr Theil nehme.

Malwine ermüdet? rief die Cousine, die kennt Ermüdung so wenig als ich. Wer wie wir in Hitze und Kälte seine drei, vier Stunden zu Pferde machen kann, dem wird von diesem müßigen Schlendern hier nicht warm. Nicht wahr, Malwine?

Sie sah dabei zu dieser empor, und Malwine bestätigte die Aussage ihrer Herrin. Indeß auch ohne daß sie es aussprach, konnte man es wahrnehmen, daß diese schlanke, feine Gestalt den Parforce-Touren der Cousine nicht gewachsen sei, und sie deshalb nicht aus Neigung theilen könne. Der Baron versuchte es auf verschiedene Weise, das Mädchen, welches ihn an-

zog, in ein Gespräch zu verwickeln; aber auf jede Frage, welche er an Malwinen richtete, antwortete die Cousine, so daß jener nur höchstens ein flüchtiges Bestätigen übrig blieb. Das machte den Baron endlich ungeduldig, und um seinen Willen durchzusetzen und Malwinen sprechen zu hören, forderte er sie auf, einen langsamen Walzer mit ihm zu tanzen, dessen Musik eben begonnen hatte.

Es war lange her, daß er nicht getanzt hatte, noch viel länger, daß er die sanft wiegenden, schmeichelnden Töne dieses Walzers einst gehört; denn der Walzer war nicht mehr in der Mode, und man spielte ihn nur zur Erinnerung für das Ehepaar, das ihn als Neuvermählte vor fünfundzwanzig Jahren getanzt hatte. Die Mutter des Barons hatte diese Musik aber auch sehr geliebt, und ihr Bild und seine Kindheit und seine Jugend wurden ihm mit diesen Klängen plötzlich nahe gerückt.

Wie diese Musik schön ist, und wie seelenvoll! sagte er unwillkürlich.

Ja, meinte Malwine, es ist, als trüge sie uns weit fort, als müßte man ihr folgen, ohne zu wissen, wohin!

Mich trägt sie in die Vergangenheit, bemerkte der

Baron, und darum rührt sie mich so sehr, obschon der Augenblick ganz gemacht ist, mich mit Entzücken in der Gegenwart festzuhalten.

Malwine beachtete die Galanterie nicht, welche anzuwenden im Geschmacke jener Zeit lag, und sagte einfach: Mich rührt und erfreut alle Musik, weil ich sie so selten höre; sie ist mir eigentlich das Liebste am Tanze.

Das ist nicht schmeichelhaft für Ihren Tänzer, mein Fräulein!

Es ist aber wahr! entgegnete das junge Mädchen, als sie die Tour um den Saal beendet hatten, und in die Reihe der wartenden Paare zurücktraten.

Sind Sie denn nicht musikalisch? fragte er weiter.

Ich? rief Malwine mit einem Tone der Verwunderung, und mit einem Ausdruck in ihren Zügen, die dem Baron auffielen. Es war ein Gemisch von Klage und Selbstverspottung, aber es zog schnell vorüber, und mit der ihr eigenen ruhigen Weise sagte sie: Nein! ich habe überhaupt keine Kunst geübt, weil meine Cousine der Ansicht ist, die Ausbildung solcher Talente tauge den Frauen nicht und mache sie unpraktisch und unglücklich.

Und theilen Sie jene Ansicht?

Sie sah ihn an, als ob sie in seinen Zügen lesen wolle, und antwortete dann mit stiller Entschiedenheit: Ich denke nicht darüber nach, da ich mich zu fügen habe.

Die Worte steigerten und veränderten die Theilnahme des Barons, die bisher nur der Schönheit Malwinens gegolten hatte.

Solche Entsagung ist aber wirklich fast unglaublich für eine so junge Dame! Welche Erfahrungen, welche Ueberwindung gehören dazu, selbst das Verlangen und die Sehnsucht nach dem Schönen in sich zu unterdrücken!

Malwine antwortete nicht darauf, aber ihr trauriges Lächeln that es für sie. Es schien, als scheue sie sich, zu sprechen, da die Nebenstehenden sie hören konnten, und der Baron verstand und ehrte das. Er fragte, ob Malwine viel in Gesellschaft lebe, ob sie häufig in die Stadt komme. Sie verneinte Beides.

Wir haben bei uns oft Besuche von den alten Bekannten und Freunden der Cousine, sagte sie; damit wir aber heraus kommen, muß eben ein besonderes Ereigniß, wie diese silberne Hochzeit, zur Hand sein.

Oder eine Hochzeit überhaupt, scherzte der Baron.

O, bewahre! Zu Hochzeiten fährt die Cousine grundsätzlich niemals; man soll nach ihrer Ansicht den Tag nicht vor dem Abend loben! Ja, sie meint, das Ereigniß, das eigentlich allein des Feierns werth wäre, das sei der Begräbnißtag eines Menschen, der ein glückliches Leben genossen habe.

Also gehören die Begräbnißbesuche wohl zu den Freudenfesten des Fräuleins von Gleinitz? fragte der Baron spottend.

Malwine schüttelte das schöne Haupt.

Sterben denn so viel Glückliche? sagte sie, und man konnte es ihr ansehen, daß sie mindestens nicht zu den Glücklichen gehöre.

Es hatte dem Baron etwas Unheimliches, als der Walzer in diesem Augenblicke wieder begann, und die Reihe des Eintretens an ihn und seine Dame kam. Die lockenden Liebesklänge, die wie Finkenschlag in stiller Frühlingsnacht ertönten, thaten ihm in dem Moment wehe, weil er dachte, in welchem Widerspruche sie zu den Empfindungen Malwinens stehen möchten, und als er sie wieder im Arme hielt, sprach er ihr das aus.

Sie sah aber sichtlich erfreut zu ihm empor und

sagte unschuldig: Im Gegentheil, ich tanze sehr gern! Es ist ja grade wie im Winter der Sonnenschein, der die Fenster aufthaut, daß man sieht, draußen ist die Welt noch da, und — sie seufzte unwillkürlich — und es kann und muß doch auch einmal Frühling werden!

Unwillkürlich drückte der Baron Malwinen tröstend die Hand. Ja, es muß Frühling werden! sprach er ihr in seinem Innern nach, und das Herz schwoll ihm so warm und weich auf, als sei es schon Frühling geworden um ihn her. Mit einer Zärtlichkeit, die ihm selbst wohl that, hielt er das schöne Mädchen in seinen Armen, das immer freundlicher wurde bei der Musik, und endlich so heiter zu ihm emporsah, wie ein glückliches und völlig sorgloses Kind. Er mochte nicht daran denken, Malwinen zu lassen, und als es geschehen mußte, kostete es ihm Ueberwindung, sie nicht vorher einmal an's Herz zu drücken.

Er dankte ihr für den Tanz, und heiter entgegnete sie: Wer mit mir tanzt, braucht nicht zu danken, ich tanze so gern!

Diese ehrliche Aeußerung nahm ihn nur noch mehr für sie ein. Er geleitete sie zur Cousine, und wenig fehlte,

so hätte er ihr für die Erziehung, welche sie Malwinen gegeben, selbst für die Tyrannei, die sie gegen das Mädchen offenbar geübt, ja, sogar für alle ihre eigenen Grillen und Sonderbarkeiten seine Erkenntlichkeit ausgedrückt. Malwine erschien ihm wie die Alpenblumen, die auf rauher, steiniger Höhe, ohne Pflege, aller Ungunst des Wetters hingegeben, einen so unvergleichlichen Farbenschmelz erreichen. Er blieb bei der Cousine, um in Malwinens Nähe zu bleiben, die in ihr früheres Schweigen versank, obschon sie achtsam auf seine Worte hörte.

Ein Tänzer nach dem anderen kam, sie aufzufordern, die Cousine aber dankte für sie. Es sei genug getanzt, sagte sie, und Malwine müsse nun mit ihr zur Ruhe gehen, denn sie wären beide gewohnt, die Nacht nicht zum Tage zu machen, und wer um sechs Uhr aufstehe, müsse um eilf Uhr schlafen. Ein junger Mann wandte fürbittend ein, daß es noch nicht Zehn sei.

Soll man denn aus solcher Wüstniß sich auf sein Lager werfen? rief die Cousine. Um zehn Uhr ziehen wir uns zurück, Malwine geht ihren Weg, ich den meinen, denn der Mensch muß sich auf sich selbst besinnen ehe er für so viel Stunden der Besinnungs-

losigkeit versinkt; und eine Stunde der Selbstbesprechung spart des Redens viel am Tage!

Sie erhob sich dabei, Malwine gab ihr den Pelzkragen um, und war es offenbar gewohnt, in solcher Weise von ihren seltenen Erholungen fortgerissen zu werden. Wenigstens sah man ihr keine Spur von Unmuth an. Nur der Baron wagte die Frage, ob Fräulein von Gleinitz von dieser Haus- und Lebensregel auch auf Reisen keine Ausnahme mache.

Für Malwine nie, denn die Jugend braucht Sammlung und Schlaf; ich selbst weiche wohl hier und da einmal von meiner Gewohnheit ab, denn ich bin Gottlob mit mir schon lange im Klaren und habe auch etwas zuzusetzen.

Sie sagte das mit heiterem Selbstbehagen, wie dieses überhaupt der hervortretendste Ausdruck ihres Wesens war, und der Baron glaubte ihrem Tone anzuhören, daß sie grade heute geneigt sei, eine solche Ausnahme zu machen. Das doppelte Interesse, sich in die Gunst der Cousine einzukaufen, in deren Nähe allein er Malwinen wiedersehen konnte, und das Verlangen, von der Dame zu erfahren, was ihre hingeworfene Bemerkung, sie könne ihm Nachrichten aus Berlin mittheilen, zu bedeuten gehabt, bestimmten ihn

zu der Bitte, Fräulein von Gleinitz möge ihm das Vergnügen ihrer Gesellschaft noch vergönnen. Ihr selbst schien dieses Verlangen angenehm zu sein.

Das können Sie haben! sagte sie, aber nicht hier unten, kommen Sie mit zu mir hinauf! — Damit verließ sie in Malwinens Begleitung ohne Weiteres den Saal, und der Baron folgte ihnen.

Viertes Kapitel.

Oben in dem Zimmer der Cousine brannten auf dem Tische schon ein Paar Kerzen. In einem Samowar stand siedendes Wasser bereit, daneben ein großes Reisenecessaire. Man konnte sehen, daß diese Vorbereitungen für eine feststehende Gewöhnung getroffen waren; auch ging zwischen der Cousine und ihrer Gesellschafterin Alles wortlos zu.

Ohne sich durch die Gegenwart des Barons stören zu lassen, nahm sie den Aufsatz vom Haupte und band einen schwarzen Schleier über das Haar, dessen Enden sie unter dem Kinn zusammen knüpfte. Sie streifte die Atlasschuhe ab, Malwine reichte ihr russische Pelzpantoffeln hin, gab ihr ein warmes Entredeux, in das die Cousine sich fest einhüllte, und nachdem sie sich

mit wahrem Wohlgefühl in die Sophaecke geworfen, rief sie: Nun kommen Sie her, Baron! nun hat man eine menschenwürdige Existenz! nun läßt sich schon eher vernünftig mit einander reden.

Während dessen hatte Malwine das Reisebesteck geöffnet, das Nöthige herausgenommen, und fing an in einer ganz kleinen silbernen Terrine Punsch zu brauen.

Mache nur zwei Gläser zurecht, befahl das Fräulein, der Baron wird mit trinken! Und sich gegen diesen wendend, sagte sie: Denn so gescheidt sind Sie doch hoffentlich auch, daß Sie unter diesem Klima nicht wie unter dem Aequator leben?

Der Baron nahm den Punsch an, und das Fräulein meinte: Ich bin sehr mäßig, alle die Leckereien, die man als Feinheiten betrachtet, sind mir zuwider, aber ich trinke Mittags ein Glas Bordeaux, und Abends, ehe ich mich zur Ruhe lege, Winter und Sommer seit fünfzehn, sechszehn Jahren, dieses Glas Punsch. Das spült alle Erkältungen hinweg, zu denen man in unserem Klima eigentlich an jedem Tage kommt, und was Zahnweh und Rheumatismen und vollends was Nervenleiden sind, davon weiß ich bis heute nichts.

Malwine hatte während dessen auch der Cousine

das Glas gefüllt, räumte den Samowar und das Besteck fort, wünschte den Anderen gute Nacht und wollte sich in die Nebenstube zurückziehen, als die Cousine sie zurückhielt.

Komm! sagte sie, trinke Du auch einmal, nach dem Tanzen wird Dir's gut sein.

Malwine lehnte es ab, aber die Cousine ließ das nicht gelten. Lieben oder nicht lieben! rief sie, davon ist gar keine Rede. Punsch ist gesund gegen Erkältungen, trinke Du nur, und dann gehe!

Malwine gehorchte, aber mit solchem Widerstreben, daß sie schnell die Farbe wechselte. Ihr Blick streifte zum Baron empor, und wandte sich dann eilig wieder von ihm ab. Das Gefühl der Schaam, des Zornes über die Tyrannei war unverkennbar in ihr, und den Baron dünkte es, als fordere ihr Auge Schutz von ihm.

Er hatte früher darauf gehofft, Malwine werde noch in dem Zimmer bleiben, jetzt freute er sich für sie, daß sie sich entfernen konnte, daß ihr doch eine Stunde der Einsamkeit nach jedem Tage, wenn auch nur durch die Grille ihrer Gebieterin, gegönnt ward.

Als sie das Gemach verlassen hatte, fing die Cousine gleich an, von den Familienverhältnissen des

Barons zu sprechen. Sie hatte seine Eltern, als sie noch ein Kind gewesen war, wie sie sagte, einmal auf dem Gute eines, den beiden Theilen verwandten Edelmannes gesehen. Sie beschrieb, um ihm ihr gutes Gedächtniß zu beweisen, das Aeußere, ja, die Kleidung seiner Eltern, von dem braunen, silbergestickten Tuchrock seines Vaters bis zu den kleinen rothen Federn, die seine Mutter zu beiden Seiten des Chignon getragen, und da sie jener Familie erwähnte, welche ihnen allen verwandt gewesen war, kam sie darauf, die Verwandtschaft zwischen sich und dem Baron zu ergründen. Sie kannte die Stammregister des preußischen Adels wie der beste Genealoge in allen ihren Verzweigungen, sie kannte auch einen großen Theil desselben persönlich, und zeigte sich in solchem Grade in die Verhältnisse der Einzelnen eingeweiht, daß der Baron darüber erstaunt war, obschon er ihr nur mit sehr getheilter Aufmerksamkeit zuhörte, denn der Gedanke an Malwine zog ihn ab.

Was mochte sie thun, womit mochte ihre junge Seele in dieser Stunde der Einsamkeit beschäftigt sein? Wie viel niedergedrückte Wünsche, wie viel stille Thränen, welch hoffnungsloses Träumen und Sehnen mochte sie zu bekämpfen haben, wenn sie sich selbst

überlassen war! Er glaubte nie eine rührendere Erscheinung gesehen zu haben, als dieses Mädchen, und immer fielen ihm die Shakespeare'schen Worte ein: Wie die Geduld an einem Monumente, lächelnd und kummervoll.

Aber mitten aus diesen Vorstellungen riß ihn die Cousine mit dem Ausruf heraus: Wissen Sie, Baron, daß auch wir verwandt sind? —

Er sagte, dies würde ihn sehr freuen, und sie setzte ihm auseinander, wie seine Mutter eine geborne Bodmer gewesen, wie die Grafen Bodmer mit den Wangenhorns durch Heirath verschwägert wären, wie ihre Mutter eine Wangenhorn zur Mutter gehabt, und wie sie also im vierten Grade verwandt, Cousins à la Mode de Bretagne wären.

Ohne ihre Erklärung begriffen zu haben, pries der Baron gegen sie höflich die Gunst dieser Entdeckung, die er in der That sich gern gefallen ließ, weil er sie zu baldigem, bequemem Besuche in ihrem Hause zu benutzen dachte. Das Fräulein selbst aber rief sehr heiter aus: Denken Sie nur nicht, daß ich die tolle Lust habe, mit Gott und der Welt verwandt zu sein! Im Gegentheil! Aber wo ich Menschen finde, die mir genehm sind, da thut's mir gut, zu denken, daß ich

schon von der Natur ein Recht darauf habe, mit ihnen zusammen zu gehören, und daß ich ihnen helfen und von ihnen Beistand fordern kann nach Herzenslust.

Der Baron lächelte. Also die aristokratisch-genealogische Neigung hat auch ihre praktische Seite bei Ihnen, meine Gnädigste! sagte er.

Fürchten Sie Sich nicht, fiel sie, ihn mißverstehend, ihm in die Rede, ich habe noch von Niemandem Rath oder Hülfe gefordert! Sie sah dabei sehr stolz aus, und der Baron stand auf dem Punkte, ihr in gleicher Weise zu entgegnen, als sie sich in die Sophaecke lehnte und, nachdem sie schnell einen Zug von dem heißen Getränke gethan, ihn plötzlich unterbrechend fragte: Und nun sagen Sie mir, Cousin, wie haben Sie das Mädchen in Berlin so ohne alles Weitere dem Prinzen überlassen können?

Mein Fräulein! rief der Baron aufspringend, was berechtigt Sie zu einer solchen Frage? und vor allen Dingen — was wissen Sie davon? Was wissen und was wollen Sie von mir?

Die Cousine sah ihn gleichmüthig an. Drei Fragen auf einmal kann ich nicht beantworten! sagte sie.

Ich bin nicht in der Stimmung, zu scherzen! entgegnete er ihr.

Auch nicht in der Stimmung, die Wahrheit zu hören?

Ja, aber nur von dem, der ein Recht hat, sie mir zu sagen!

Und glauben Sie, daß eigene Lebenserfahrungen, daß — sie hielt inne — daß Leiden und Reue einem Menschen das Recht geben, seinem Nebenmenschen zu sagen: Hüte Dich vor Reue!

Der Baron war ergriffen. Wie eine ganz andere Person saß das Fräulein vor ihm. Alles Launenhafte, alles Wunderliche ihrer Erscheinung schwand aus seinem Gedächtniß. Er sah nur eine Frau vor sich, voll hohen Ernstes und von einem stolzen Freimuth, die beide gemildert wurden von der Güte des Tones, mit dem sie sprach.

Woher kommt der Antheil, den Sie an mir und an dem Loose jenes Mädchens nehmen? fragte er ruhiger.

Er ist rein menschlich! entgegnete sie. Ich erfuhr von Ihrem Schicksale zufällig, als sich die Neugier mit den Gründen Ihrer freiwilligen Einsamkeit zu thun machte, und eben so zufällig hörte ich, daß der Prinz Ihre Geliebte schnell verlassen hat.

Ich weiß es! sagte der Baron.

Und Sie haben nicht daran gedacht, fuhr sie lebhafter fort, was aus ihr werden solle? Sie haben das Mädchen einst die Ihre nennen wollen, haben es nach Ihrem Sinne erzogen für Sich selbst; es ausgestattet mit Bildung, um mit ihm zu glänzen; seine Gefühle verfeinert, um Sich daran zu freuen — und Sie fragen jetzt nicht danach, was aus dem Mädchen geworden ist? Sie denken nicht daran, ob es sich erheben oder noch tiefer sinken wird?

Der Baron schwieg. Die Vorwürfe trafen ihn nicht, wenn er den gewöhnlichen Maßstab der Welt anlegte; er hatte keine Pflichten gegen ein Weib, das ihn verrathen. Aber es war eine tiefere, sittlichere Anschauung, die ihm hier entgegentrat, er hatte selbst die Erinnerung an Selma und die Sorge um sie nur gewaltsam und aus falschem Stolze unterdrückt. Er war daher tief erschüttert, und doch hätte er sich gegen die Autorität wehren mögen, welche von dem Fräulein hier so unerwartet gegen ihn geltend gemacht wurde. Er suchte nach einer Antwort, nach einem Ausweichen, er fand sie nicht. Leichtsinnig abzubrechen, war gegen sein Gewissen und gegen sein Gefühl; hart abzulehnen, widersprach der nicht wegzuläugnenden Achtung, welche das Fräulein ihm plötzlich abgewann,

und sich zur Ruhe zwingend, sagte er: Darf ich Sie fragen, weshalb Sie mir die Aufklärungen erst in diesem Augenblicke geben, da Sie offenbar seit längerer Zeit davon unterrichtet waren?

Sie verneinte das Letztere. Sie irren! entgegnete sie ihm, erst vor wenig Tagen erfuhr ich durch einen meiner Verwandten, der am Hofe lebt und bei uns zum Besuche in der Provinz ist, was in Berlin geschehen. Er fragte nach Ihnen, tadelte es, daß Sie eine so viel versprechende Carriere aufgegeben, da Sie ja nur Ihre Versetzung zu fordern gebraucht hätten, und dabei erwähnte er zufällig, daß jene Schöne vom Prinzen nach kürzester Zeit verlassen worden sei, daß er seit seiner Heirath wenig für sie thue, und daß ein sehr junger unvermögender Franzose, der Selma für den Prinzen gemalt habe, sie zu heirathen gedenke.

Der Baron schwieg, auch das Fräulein hielt inne. Endlich fragte jener zögernd: Und sie ist noch in Berlin?

Ja, so hörte ich wenigstens!

Es entstand eine neue Pause; endlich erhob sich der Baron. Ich danke Ihnen für die Mittheilung, sagte er.

Und ich freue mich, sie Ihnen gemacht zu haben!

entgegnete sie eben so kurz. Sie gab ihm die Hand, er wollte sie küssen, sie ließ es aber nicht zu.

Ich bin keine Modedame und kein Götzenbild! sprach sie; wenn ich einem Menschen die Hand gebe, so meine ich es ernsthaft. Gute Nacht!

Damit schüttelte sie ihm die Rechte und entließ ihn, die Ruhe zu suchen.

Fünftes Kapitel.

Gewaltsam in eine schmerzliche Vergangenheit zurückgeworfen zu werden, wenn man eben den Blick auf eine heitere Zukunft zu richten beginnt, ist doppelt peinlich. Es kam kein Schlaf in dieser Nacht für den Baron. Bald sah er Selma mit dem Prinzen oder mit dem Emigranten vor sich, bald erschien ihm das ernste, traurige Gesicht Malwinens, und der Gedanke an Beide war ihm schmerzlich. Er hatte so fest an die Reinheit und Güte seiner ersten Geliebten geglaubt, war fest überzeugt gewesen, das Beste für sie gethan zu haben, und doch war es ihm in dieser Nacht, als trage er allein die ganze, schwere Schuld ihres Verderbens.

Er mochte sich nicht erinnern, daß er noch vor wenig Stunden gehofft, ein neues Glück in einem

andern Weibe finden, ein anderes Weib glücklich machen zu können. Er mißtraute sich, den Frauen, den Menschen wieder mehr als je. Er begriff es nicht, woher die Cousine den Muth nahm, rathend und helfend in das Leben der Anderen einzugreifen; es dünkte ihn bei der Kurzsichtigkeit, die unser Theil ist, fast frevelhaft, und wenn er in der einen Stunde den Entschluß gefaßt hatte, Selma zu warnen, ihr seine Hülfe anzubieten, so fiel ihm gleich darauf ein, ob er nicht, vielleicht einer Verläumdung nachgebend, nachtheilig auf Selma's Zukunft wirken könne.

Endlich aber am Morgen schrieb er ihr dennoch. Er erwähnte nichts von dem Gerüchte ihrer nahen Verheirathung, das er vernommen, sondern sprach nur von dem Bruche mit dem Prinzen, und trug ihr, falls sie dessen bedürfe, seinen Beistand an. Er fühlte sich ruhiger, nachdem er dies gethan, aber unfähig, das Fräulein oder Malwinen wieder zu sehen. Obschon er eigentlich seinen Wirthen versprochen hatte, noch den Tag bei ihnen zu verweilen, brach er unter einem Vorwande zeitig am Morgen auf, noch ehe die Damen in dem Saale zum zweiten gemeinsamen Frühstück erschienen, und kehrte nach der Tannenburg zurück, die er am Mittag erreichte.

Das ganze Schloß schwamm im Sonnenlicht, die Zimmer waren davon durchfunkelt; aber Sonnenlicht ist nur erheiternd für den Heiteren, dem Traurigen thut es weh. Wäre es trübe und dunkel um ihn her gewesen, hätte er die Räume nicht alle bis in ihre äußersten Ecken übersehen können, er würde es vielleicht weniger schmerzlich gefühlt haben, wie leer sie waren. Er sah hinaus nach dem Garten, da brachen neben der Buchsbaumeinfassung der Beete, von der die Sonne den Schnee hinweggeschmolzen, die ersten geschlossenen Knospen der weißen Schneeglöckchen aus den grünen Hüllen hervor. Seine Mutter hatte sie so sehr geliebt, er hatte sie ihr gepflückt — nun blühten sie dort schon so lange Jahre unbeachtet!

Der Anblick des ganzen Gartens machte ihn traurig. Er ging den Saal entlang nach den Fenstern der andern Seite — das Meer zu sehen, that ihm fast immer wohl. Er hatte ein paar Jahre hier fleißig gearbeitet, es war alles Nothwendige theils geordnet, theils eingeleitet; er durfte daran denken, sich für einige Zeit von der Heimat zu entfernen, und heute zum erstenmale stiegen Reisepläne in ihm auf. Erst aber, das stand fest, erst mußte er die Antwort von Selma erwarten, nach dieser wollte er für sie thun, was

sie bedurfte, und dann wollte er reisen. Reisen — um nicht länger einsam in dem einsamen Schlosse zu wohnen.

Während er sich durch mancherlei Vorkehrungen allmählich für eine längere Abwesenheit von seinem Gute frei zu machen suchte, verstrich die Zeit, in der er von Selma Antwort haben konnte, ohne daß er sie erhielt. Er schrieb der Freundin, welche einst die Vertraute seiner Liebe gewesen war. Auch diese wußte von Selma's Liebeshandel mit dem Emigranten, indessen Beide hatten Berlin verlassen. Selma's Mutter behauptete, durch diese Abreise, welche sie als eine Flucht bezeichnete, überrascht worden zu sein, ja, nicht einmal zu wissen, wohin sie sich gewandt hätte. Auch im Hofstaat des Prinzen, von dem sie ein kleines Jahrgeld bezog, kannte man Selma's Aufenthalt nicht, und was der Baron auch that, Nachricht von ihr zu erhalten, es schlug ihm fehl. Man vermuthete, daß sie und der Maler nach Süddeutschland gegangen wären, aber die große Zahl von Fremden, welche damals in Deutschland lebten, machten es bei der Kriegsbewegung leicht, sich, wenn man es wollte, allen Nachforschungen zu entziehen.

Ueber diesen Bestrebungen entschwand die Zeit,

und da alles, was er über Selma erfuhr, gegen sie sprach, begann der Baron die Mühe, die Nachforschungen zu bereuen und sich selbst über ihr Schicksal zu beruhigen. Er sagte sich, daß hier seinerseits von keiner Schuld die Rede sein könne, sondern nur von dem Irrthum, einmal an dieses Mädchen geglaubt zu haben. Das Vertrauen, mit dem Selma sich ihm einst zugewandt, erschien ihm als Berechnung, vielleicht als eine mit ihrer arglistigen Mutter verabredete Komödie, und er war zornig und beschämt bei dem Gedanken, dieser Verbindung so große Opfer, einem so unwürdigen Weibe eine so reine und starke Liebe dargebracht zu haben. Sein Verstand und sein Ehrgefühl empörten sich dagegen, und einmal auf dem Punkte angekommen, war jene ganze Vergangenheit wie mit einem Schlage für ihn abgethan. Er nannte sich nicht mehr einen Menschen, der ein schweres Schicksal erlitten habe, sondern einen Schwärmer und Phantasten, der sich täuschen lassen. Statt sich zu beklagen, verlachte er sich, und für das Wohlbefinden und das Glück des Menschen ist meist der Standpunkt entscheidend, von dem aus er sich selbst betrachtet. Je einfacher man seine Lage ansieht, je mehr man sich mit Andern gleichstellt und vergleicht, um so natürlicher wird

das Urtheil, um so natürlicher gestalten sich die Zustände, und wer dahin gelangt, klar in sich selbst zu schauen, um den lichten und klären sich auch die Verhältnisse auf.

Es hatte einen Zeitpunkt gegeben, in welchem der Baron die Einmischung der Cousine verwünscht, die ihn wieder auf Selma zurückgewiesen hatte. Jetzt aber sah er das als ein sehr günstiges Ereigniß an, und da er bei der Erinnerung an die Cousine vor allen Dingen auch ihrer schönen Gefährtin dachte, so entschloß er sich, einen Besuch in Remnitten zu machen, um die Damen wieder zu sehen.

Er hatte, da die Entfernung zwischen den beiden Gütern eine starke Tagereise betrug, sich vorher angemeldet, weil er keine vergebliche Fahrt zu machen und den Damen keine unwillkommene Ueberraschung zu bereiten wünschte, und er wurde also erwartet, als er gegen acht Uhr am Abend auf dem Hofe vorfuhr.

Das Herrenhaus in Remnitten war ein plumpes, dreistöckiges, großes Gebäude. Ein nüchternes, längliches Viereck, von tadellos weißer Tünche, mit zahlreichen kleinscheibigen Fenstern, lag es gänzlich schmucklos da. Vor der Thüre war der von Wirth-

schaftsgebäuden umgebene Hof einige Fuß breit mit Quadern gepflastert, sechs große Pappeln standen vor dem Hause, und zur rechten und linken Seite der Thüre befanden sich Tische und Bänke. Einer dieser Tische war für das Abendbrod gedeckt; denn die Besitzerin liebte es, bei gutem Wetter die heimkehrenden Menschen und Thiere zu sehen, die Wirthschaft auch während der Mahlzeit noch zu überwachen, und gleich bei der Einfahrt in das Hofthor, das der Hausthür grade gegenüber lag, hatte der Baron das Fräulein und Malwinen erblicken können, die an dem Tische saßen.

Die Cousine ging ihm bis an den Wagen entgegen, und hieß ihn herzlich willkommen. Es war endlich Zeit, sagte sie, daß Sie Sich bei uns sehen ließen; aber aufgefordert zu dem Besuche hätte ich Sie nicht! Um so besser, daß Sie da sind!

Sie reichte ihm die Hand, als er vom Wagen herunter sprang, und wies Malwinen an, ihn auf sein Zimmer zu führen, damit er sich schnell zum Abendessen fertig mache. Malwine, die sich, auf ihrem Platze bleibend, schüchtern gegen ihn verneigte, nahm einen Schlüssel aus dem Korbe und ging in das Haus. Als er ihr folgte und sie vor ihm über die rothen Ziegelsteine des Flurs hinschritt, in dem schlichten

Kleide von rosenfarbenem Kattun, das Haar mit einem grünen Bande zusammengebunden, über welches die schwarzen reichen Haarwellen auf Stirn und Nacken herniederflossen, kam sie ihm noch schöner vor, als in der Ballbeleuchtung, denn sie sah jugendlicher und weniger statuenhaft aus.

Das Haus, in das er eingetreten, war, wie im Aeußern, so auch im Innern mit der Regelmäßigkeit einer Kaserne erbaut. Ein langer Gang schnitt es in zwei Theile, die Stuben lagen zu beiden Seiten desselben, und hatten je auf ihrer Seite einen inneren Zusammenhang, ohne im Ganzen verbunden zu sein; denn oben und unten am Ende des Ganges waren im Flur die Fenster, von denen er seine Beleuchtung erhielt. Als Malwine dem Baron sein Zimmer aufschloß, das zu ebener Erde nach dem Garten gelegen war, fiel das volle Abendlicht auf sie hernieder, und unwillkürlich von seinem Entzücken hingerissen, konnte er sich nicht enthalten, eine Bemerkung über ihre Schönheit auszusprechen.

Herr Baron! bat Malwine mit dem Tone der Demüthigung und des Schreckens, und er bereute es auch sogleich, aber jede Erklärung, jede Entschuldigung wäre in diesem Augenblicke noch unstatthafter gewesen,

und er sagte ehrlich: Verzeihen Sie mir, ich hätte es unterdrücken sollen! — Das beruhigte sie, sie erwiderte darauf aber nichts, sondern entfernte sich schnell.

Er hatte den Staub der Reise bald von sich abgeschüttelt, man setzte sich zu Tisch, ein sauber gekleidetes Landmädchen trug die Speisen aus dem Hause herbei, Malwine selbst aber bediente das Fräulein und den Baron während der Mahlzeit, und dieser vergaß das Essen vor der Betrachtung Malwinens. Wenn sie das Brot schnitt, die Gläser füllte, die Schüssel herumgab, fielen ihm immer die homerischen Königstöchter ein. Weil er jede ihrer Bewegungen und Mienen wie die Enthüllung eines Kunstwerkes genoß, kam es ihm um so unnatürlicher vor, ihre Dienste anzunehmen, und da sie noch ernster und stiller aussah, als auf jenem Balle, so brannte ihm sein vorheriger unzeitiger Ausruf über ihre Schönheit, wie ein Vorwurf auf der Seele.

Die Cousine jedoch bemerkte von allem dem nichts. Sie aß mit vortrefflichem Appetit, tadelte den Gast, daß er Malwinens Küche keine Ehre mache, versicherte ihm, daß er ihr in der grünen Pikesche viel besser gefalle, als auf jenem Feste in den weißen Escarpins und den seidenen Strümpfen, in denen der verstän-

digste Mann wie ein französischer Tanzmeister aussehe, und als sie sich nach beendigter Mahlzeit erhob, nahm sie seinen Arm und ging mit ihm durch das Haus in den Garten. Malwine räumte die Speisen fort, es war nicht die Rede von ihrer Begleitung, es war überhaupt nicht von ihr die Rede. So abhängig und untergeordnet hatte der Baron sich ihre Lage nicht gedacht — wie hätte er sonst sie so lange in derselben lassen dürfen!

Er war betroffen, als dieser Gedanke ihm durch den Kopf fuhr, er glaubte ihn nicht selbst gehabt zu haben; denn niemals hatte er es sich bisher gestanden, daß er entschlossen sei, Malwinen zur Frau zu fordern, daß er überhaupt gesinnt sei, sich zu verheirathen. [Es ist aber mit solchen Gedanken, wie alljährlich mit den Schwalben. Man weiß, daß sie kommen müssen, indeß weil man ihr allmähliches Nahen nicht in jedem Momente vor Augen hat, ist man ganz verwundert, wenn man sie plötzlich über sich hinziehen sieht, und ihr glückverkündendes Gezwitscher hört.

Der Baron wußte jetzt, weßhalb er gekommen war, und nur in halber Zerstreutheit hörte er auf die Erzählungen seiner Wirthin. Sie ging mit ihm die großen Kieswege entlang, an deren Seiten die Buchs=

baum=Pyramiden neben den an Stöcken festgebundenen Sommerblumen ernsthaft Schildwache standen. Keine Ranke hing welk umher, was irgend anzubinden war, war angebunden, nirgends eine Laube oder ein schattiger Sitz, aber dafür, wie die Besitzerin es rühmte, überall frische Luft, überall Sonnenschein und Gedeihen für die Pflanzen. Sie zeigte ihm ihre Fruchtbäume, die sie selbst gepflanzt, sie wies ihm die Sträucher und Blumen, welche sie kultivirte, vor Allem die dunkelrothen Päonien, die damals noch eine große Seltenheit in unserem Vaterlande waren, und deren derbe Fülle und Farbenpracht dem Geschmacke des Fräuleins besonders zusagten; indeß sie bemerkte plötzlich die Theilnahmlosigkeit ihres Gastes, und sich unterbrechend, fing sie an, von Selma und deren spurlosem Verschwinden zu reden.

Dem Baron war das in diesem Augenblicke bei den Vorsätzen und Hoffnungen, die er in sich trug, sehr unwillkommen, er wählte also den Ausweg, schnell einen genauen und kurzen Bescheid zu geben, um so bald als möglich damit fertig zu werden. Das Fräulein war damit zufrieden.

Sie haben das Ihre gethan, wie ich das Meine, als ich Sie warnte! sagte sie; denn ich sehe es

immer als meine Pflicht an, die Männer daran zu erinnern, wenn sie mit einem Frauenschicksal wie mit einem Spielwerk umgehen. Die Stellung der Frauen ist durch die Erziehung, die man ihnen giebt, und welche sie unfähig macht, sich selbst zu helfen, oder auch nur zu begreifen, was sie eigentlich wollen und sollen, so beklagenswerth, daß ich immer Mitleid mit ihnen habe, und denke, ich müsse sie beschützen.

Der Baron wandte ihr ein, sie spräche in diesem Momente, als gehörte sie nicht selbst den Frauen an.

Sofern sie beklagenswerth und unfähig sind, sich zu helfen, gehöre ich auch nicht zu ihnen! antwortete sie, und zum zweiten Māle, seit er sie kannte, erschien sie ihm so bedeutend, daß er sein nächstes Interesse darüber vergaß. Er sagte ihr, sie habe ihm schon früher und auch jetzt wieder einen Blick auf ihr Leben und ihre Charakterentwicklung eröffnet, und ihm mit ihrem gezeigten Vertrauen ein Anrecht gegeben, mehr davon zu erfahren. Er bäte sie, ihm zu erklären, welche ungewöhnliche Schicksale sie zu ihrem Standpunkte geführt hätten.

Ich habe gar keine ungewöhnlichen Schicksale erlebt! entgegnete sie heiter. Ich bin das einzige Kind

reicher Eltern gewesen, und habe immer gewußt, daß ich nicht zu arbeiten brauchte, wenn ich nicht wollte; aber meine Mutter, die eine schlichte, arbeitsame Hausfrau, und mein Vater, der ein kluger, weitsehender Mann war, sagten mir, ich würde das Leben langweilig finnen, wenn ich nicht arbeitete. Ich sah auch nichts als arbeitende Menschen um mich her, lernte nichts, was mich hätte die Arbeit und die Einfachheit der Zustände, in denen ich lebte, geringschätzen machen, und würde wahrscheinlich eine ganz andere geworden sein, wären mir die Eltern nicht gestorben, ehe ich sechszehn Jahre alt war. Nach ihrem Tode kam ich nach Berlin zu einer Tante, die für eine edle Seele galt und für gebildet. Sie war ein Stiftsfräulein, war Hofdame gewesen, und hatte die feinsten Ansichten über die Liebe, über das Leben und über alle Dinge. Sie war fromm und voll Entsagung — und man konnte es ihr nicht groß verdenken, daß das Leben ihr wie eine Prüfung, der Tod wie eine Erlösung erschien, und daß sie nichts mit gesundem Auge ansah, denn sie war krank und müßig gewesen von Jugend auf. Es gefiel mir nicht bei ihr. Die Zimmer voller Möbel und unnützer Spielereien, die Hunderte von verblichenen Andenken, von deren jedem sie gerührt wurde, die

Potspourris mit ihrem welken Blumendufte, machten mich selber schwach; und ehe ich seidene Stickereien anfertigte, die zu nichts nütze waren, las ich lieber. Ich wollte, ich hätte es unterlassen. Ich wurde nicht klüger dadurch, sondern nur weichlicher, und das taugt nicht. Ich fing an, über die Liebe nachzusinnen, statt an das Heirathen zu denken, und ich brachte es bis zu einer unglücklichen Liebe!

Sie sagte das lachend und doch ohne Spott, und fuhr, nachdem sie im Vorbeigehen mit ihrem Taschenmesser ein paar Aestchen von den Rosenstöcken abgeschnitten hatte, auf denen Raupennester saßen, in gleichmüthig erzählendem Tone fort: An einer unglücklichen Liebe haben immer beide Theile Schuld; denn zu sehr lieben, ist oft noch schlimmer, als zu wenig lieben, und übermäßige Liebe fordern, ist oft das Allerschlimmste. Mit der einen unglücklichen Liebe konnte ich wohl fertig werden, so viel Gesundheit hatte ich auch in der feinen Umgebung meiner Tante noch behalten, denn die echten ostpreußischen Naturen sind nicht leicht zu brechen; aber -- ich konnte keine zweite, neue fühlen. Das ahnte ich gleich damals, und das hat sich mir denn auch bewährt. — Ich blieb in der Stadt acht Jahre, bis ich großjährig wurde, dann

ging ich hieher und fing an, mich im Sinne meiner braven Eltern einzurichten. Ich arbeitete und wirthschaftete selbst, ich wollte es dahin bringen, daß ich nur eine Ehe zu schließen brauchte, wenn mein Herz es verlangte, nicht weil meine Güter einen Bewirthschafter und ich selber einen Herrn und Führer haben mußte. Und ich brachte es dahin. Meine unglückliche Liebe war meine Schuld gewesen, ich habe sie auch gebüßt. Sühnen konnte ich sie nicht — und ich habe sie schwer gebüßt mit langer Reue, wie ich Ihnen damals sagte. Dann aber habe ich mich an das Nächste gehalten, zum Rechten gesehen, wo ich konnte; und überall bin ich dagegen gewesen, wo ich es bemerkte, daß die moderne Empfindsamkeit und Schwärmerei aus einem nützlichen Menschen einen Unglücklichen machen wollten. Denn die Unglücklichen, die mit sich und ihrem Innern nicht im Reinen sind, die sind nichts nütze in der Welt für sich und Andere!

O, rief der Baron, der ihr bis dahin mit einem sonderbar gemischten Interesse zugehört hatte, das ist aber ein grausamer Ausspruch!

Gar nicht! entgegnete sie. Die Menschen, die sich im Unglück des Gemüthsleidens hingehen lassen, sind Unzufriedene, sind Hochmüthige, die reines, abfiltrirtes

Glück verlangen, auf das kein Erdgeborner einen Anspruch hat, an das nur derjenige denken kann, der überhaupt nicht denkt, nicht um sich sieht, sondern träumend empfindet. Ich hasse das — rief sie heftig — es hat mir mein eigenes Geschlecht beinahe verleidet, und mir auch viele Männer bemitleidenswerth gemacht!

Ihr Ton war dabei so hart, daß es den unangenehmsten Eindruck auf den Baron machte. Er meinte, ihr letzter Ausspruch solle auch ihm gelten, und er sagte ihr das.

Nein! rief sie, hätte ich das gedacht, so hätte ich es Ihnen unumwunden ausgesprochen. Wer wie Sie, nach Täuschungen an eine Arbeit geht, der ist nicht empfindsam im tiefen Innern; und das war es, was mich für Sie einnahm. Aber anders muß es werden in der Welt, wenn sie sich nicht in Thränen und Klagen auflösen, oder im Taumel der Genußsucht untergehen soll, und — schloß sie — mit den Frauen steht's am schlimmsten. Wo erzieht man sie zum Gehorsam und zur Demuth in der Ehe, zur Selbstständigkeit für die Ehelosigkeit? Frauen erziehen ist eine schwere Kunst!

Aber das Herz lehrt diese Kunst! sagte der Baron, und hoffte endlich von Malwinen mit ihr sprechen zu

können, oder doch wenigstens von ihr sprechen zu hören; die Cousine nahm aber schnell das Wort.

Wir Frauen haben so viel Herz, und es macht uns so viel unnöthig zu schaffen, daß nur der Verstand bei unserer Erziehung zu Rathe gezogen werden darf! sagte sie. Verstand muß den Verstand der Frauen bilden, ihr Herz entwickelt die Natur, um das hat die Erziehung nicht eben groß zu sorgen.

Sie brach plötzlich ab, und was der Baron auch that, sie auf diese Unterhaltung, und dadurch auf den Gegenstand seiner Neigung zurückzubringen, es schlug ihm fehl. Er begriff aber jetzt zum ersten Male vollkommen, was dieser Frau trotz ihrer Sonderbarkeiten, trotz ihrer Schroffheit, ein solches Uebergewicht und solchen Einfluß in weitem Kreise gegeben hatte, und er fing an zu ahnen, daß hinter ihrer kalten Weise gegen Malwine, sich vielleicht eine warme Neigung absichtlich verberge.

Als sie sich dem Hause nahten, sah er durch die Fenster Malwine an einem Tische den Abendtrank für die Cousine bereiten; er rechnete also darauf, zu demselben eingeladen zu werden, aber es geschah nicht. Schon vor der Thüre des Gartensaales nahm das Fräulein von ihm Abschied. Sie sagte, da sie bei-

sammen blieben für die nächsten Tage, so brauche man nicht, wie damals auf dem Schlosse, die Nacht zum Plaudern zu Hülfe zu nehmen. Sie müsse ihre Ruhe haben. Wolle der Baron noch wachen, so hindere ihn natürlich nichts, und wünsche er zu rauchen, so stän- den Kalkpfeifen und Tabak in dem Gartenzimmer ne- ben seiner Stube. Damit ging sie fort, er blieb im Garten allein, und Malwine bekam er an dem Abende gar nicht mehr zu sehen.

Sechstes Kapitel.

Auch am folgenden Morgen erschien Malwine nur, um bei dem Frühstück zu bedienen, dann ließ die Cousine anspannen, und fuhr mit dem Baron durch ihre Wiesen, Felder und Wälder, ihm ihr Gut zu zeigen. Um ein Uhr aß man zu Mittag, danach arbeitete Malwine in dem Zimmer, in welchem das Fräulein Mittagsruhe hielt; am Abende wollte die Letztere mit ihrem Gaste einen Besuch in der Nachbarschaft machen, und der Baron sah voraus, daß er in diesem Hause viele Wochen leben konnte, ohne seiner Erwählten näher zu treten.

Es blieb ihm also nichts übrig, als seinem Plane vielleicht für lange Zeit hinaus zu entsagen oder, den Erziehungsgrundsätzen des Fräuleins vertrauend, und seiner Neigung folgend, in nüchternster Weise

Malwinen zur Frau zu fordern, selbst ehe er sich ihres Herzens irgendwie versichert hatte. Indeß dieses Letztere war seiner Natur so entgegen, daß er sich abgeschmackt erschien, wenn er sich diese Scene im Geiste vorstellte, und vollends, wenn er bedachte, daß sie in diesem regelrechten Garten, in diesen hellen, kahlen Zimmern vor sich gehen sollte. Denn die Umgebung bestimmt mehr oder minder den Ton, aus dem wir sprechen, ja, sogar die Art, in welcher wir für den Augenblick denken und empfinden.

Er erwartete die Damen in dem Gartensaale, es mochte gegen fünf Uhr sein.

Rechts am Fenster stand vor dem gradlehnigen Sopha mit seinem weißlackirten Holze ein Tisch. Dort würde die Cousine also sitzen, er neben ihr in jenem Sessel; und dieser Frau mit den unermüdlich beobachtenden Augen, mit dem unerbittlichen Verstande, sollte er sagen, daß er Malwinen liebe, die er im Grunde kaum kannte. Das dünkte ihn dem Fräulein gegenüber lächerlich. —

Sollte er Malwine zur Frau begehren, ohne von seiner Neigung für sie zu sprechen, das kam ihm wie eine Erniedrigung des geliebten Mädchens vor, welches so schon von seiner Dienstbarkeit gedrückt

schien. Er gelangte zu keinem Entschlusse, und so ernst und wichtig die Sache ihm war, konnte er nicht aufhören, mit einem gewissen Aerger grade immer die komische Seite seiner Lage zu empfinden, als beide Frauen aus dem Zimmer der Cousine in den Gartensaal traten, um den Nachmittagskaffee einzunehmen, zu dem der Tisch schon bereitet war.

Haben wir Sie warten lassen? fragte die Cousine und sah nach der großen silbernen Uhr, die sie als Andenken an ihren Vater im Gürtel trug; wir pflegten sonst pünktlich zu sein.

Der Baron sagte, daß die Damen im Rechte wären, er sei zu früh gekommen, und fügte hinzu, er wäre übrigens des Wartens gewohnt, da er in seinem Hause keine Pünktlichkeit erreichen könne.

Wie können Sie es denn zu Hause aushalten! rief Fräulein von Gleinitz, wie können Sie dabei bestehen? Das Leben ist ja viel zu kurz, um es mit Warten zu verschwenden. Malwine ist so pünktlich geworden, wie ich selbst. Wir wissen hier im Hause nicht, was warten heißt.

Sie hatte sich dabei an dem Tische niedergelassen und schien eine Antwort zu verlangen. Da der Baron schwieg, fragte sie ihn, woran er denke.

Ich denke, wie schwer Ihnen die Trennung von Fräulein Malwine werden müßte! sagte er.

Die Trennung von Malwine? rief das Fräulein und sah ihn an, als spreche er irre. Er selbst war überrascht von seinen eigenen Worten, die er, seinen Gedanken folgend, nur in der Zerstreuung ausgesprochen hatte, ohne zu überlegen, was er damit that. Indeß nun es geschehen war, nun er das Erstaunen des Fräuleins sah, nun er auf Malwine blickte, deren Farbe gewaltsam wechselte, und deren Hand kaum die Tasse zu halten vermochte, die sie ihrer Herrin reichte, nun besann er sich nicht mehr.

Ja, sagte er fest, ich kam hieher in der bestimmten Absicht, Ihnen und Fräulein Malwine einen Wunsch auszusprechen, der mir seit einiger Zeit nicht mehr aus dem Herzen gekommen ist. Sie wissen, ich stehe sehr allein, ich sehne mich nach einer Häuslichkeit, nach dem Familienleben ... Er hielt inne, die Trockenheit dieses Ausdruckes peinigte ihn selbst, und schnell vor Malwine hintretend und ihre Hand ergreifend, sprach er bewegt: Liebe Malwine, könnten Sie Sich wohl entschließen, meine Frau zu werden?

Sie sah ihn mit ihren klaren Augen lautlos an. Die Cousine hatte sich erhoben, und schwieg ebenfalls.

Könnten Sie mir vertrauen? fragte er dringender. Glauben Sie mit einem Manne wie ich, Ihr Leben zu-bringen zu können?

Auch jetzt noch antwortete sie nicht. Sie war auf ihren Stuhl niedergesunken, hatte das Gesicht mit den Händen verhüllt und weinte. Plötzlich stand sie auf und verließ das Zimmer. Die Anderen blieben allein zurück.

Der Baron wußte nicht, was er von dem Mädchen zu denken, zu erwarten hatte. Als er sich zu der Cousine wandte, saß diese auf ihrem gewohnten Platze, aber die großen Thränen standen ihr in den Augen. Hastig fuhr sie mit der Hand darüber hin; sie nahm ihre Tasse, reichte dem Baron, was er zum Kaffee nöthig hatte, und ehe er noch zu Worte kommen konnte, sagte sie: Lassen Sie Malwine gehen! Sie haben sie erschreckt, sie muß sich besinnen.

Und würden Sie mir den Besitz Malwinens gönnen?

Ja! antwortete sie kurz. Ich wußte, seit ich Malwine als ein Kind zu mir nahm, daß ich sie nicht für mich erzog. Sie ist zu liebevoll und zu liebebedürftig, um ausschließlich für eine Frau zu leben, die mit sich selber fertig werden kann und muß.

Damit ging auch sie hinaus, unfähig, ihre eigene

Erschütterung länger zu bemeistern, und der Baron befand sich allein in dem großen Saale, in welchem er sich ein Heirathsgesuch als etwas so Komisches gedacht hatte. Jetzt kam es ihm ganz anders vor.

Unruhig ging er in dem Zimmer auf und nieder, eine Reihe ernster Gedanken beschäftigte ihn. Niemals war er weniger romantisch gestimmt gewesen, als in dieser Stunde. Das Verlöbniß, die Ehe, erschienen ihm allein unter dem Gesichtspunkt ihrer bürgerlichen Bedeutung, und er konnte an seine Zukunft mit derselben ruhigen Ueberlegung denken, wie an die bevorstehende Einsamkeit der Cousine, für den Fall, daß Malwine ihm ihr Jawort geben sollte.

Mitten in diesen Betrachtungen störte ihn der Eintritt der Cousine. Sie war zum Ausfahren angezogen, er hörte den Wagen vor die Thüre kommen.

Ich will fort, sagte sie, weil man mich bei meinen Nachbarn erwartet. Sie aber werden wohl jetzt keine Neigung haben, mich zu begleiten, bleiben Sie also zurück. Oder reiten Sie vielleicht aus? Das würde Ihnen die Zeit verkürzen.

Haben Sie Fräulein Malwine gesehen? fragte er.

Nein, ich habe ihr sagen lassen, daß ich ihrer nicht bedürfe. Lassen Sie sie gehen! wiederholte sie.

Er begleitete darauf die Cousine an den Wagen, den sie selbst fuhr. Als sie sich zurechtgesetzt hatte, bot sie ihm die Hand.

Sie sehen, sprach sie lächelnd, ich bin auf das Alleinleben eingerichtet! Aber reiten Sie aus! Bewegung macht den Sinn frei, und Malwine ihrerseits wird ruhiger überlegen, wenn sie weiß, daß Sie nicht in ihrer Nähe sind!

Sie gab dabei ihrem Pferde einen leichten Zügelschlag und fuhr, nochmals grüßend, zum Hofe hinaus.

Als sie fort war, ging der Baron auf sein Zimmer, und wanderte dann ein paar Mal die schattenlosen Wege des Gartens entlang; aber die kleine körperliche Bewegung, dieses Auf und Nieder im engen Raume machte ihn ungeduldig, und fing damit an, ihn aufzuregen. Er befahl also, ihm ein Pferd zu satteln, und ritt davon, immer vorwärts, ganz planlos, fast ohne bestimmte Gedanken, denn sie glitten jetzt schnell und flüchtig von dem einen Gegenstande zu dem anderen, es war beinahe wie im Traume, und er ließ sich absichtlich darin gehen. Erst als die Sonne hinunter war, fragte er sich wieder: Wie wird es sein, wenn ich jetzt zurückkomme? Was wird geworden sein? Welch ein Loos werde ich für mein Leben gezogen

haben, wenn Malwine sich für mich erklärt? Und wie wird mir es sein, wenn sie sich mir versagt?

Aber er war jetzt wieder ganz ruhig dabei, ja, er hatte es nicht für möglich gehalten, daß er solche Augenblicke mit solcher Ruhe durchmachen könne. Er freute sich dessen als eines Zeichens reifer Männlichkeit, und doch seufzte er unwillkürlich bei der Erinnerung an die Leidenschaft und den Ungestüm, die er sonst in gleicher Lage empfunden haben würde. Er konnte sich nicht ohne ein Mißbehagen vorstellen, daß die Cousine zu Hause sein, ihn empfangen und ihm sagen würde, was geschehen sei. Unwillkürlich schreckte er vor einer Ablehnung aus ihrem Munde noch mehr zurück, als vor der Verlobung in ihrer Gegenwart; und um wenigstens dem peinlichen Zweifel enthoben zu werden, lenkte er das Pferd schnell nach dem Gute heim.

Es war ziemlich spät, als er dort anlangte, und doch war noch Niemand von den Damen zu sehen. Er fragte nach der Herrin; man sagte, sie würde erst gegen zehn Uhr zurückerwartet. Er begriff nicht, was dieses Fortbleiben bedeuten sollte. Es war Alles still im Hause, er kam sich wie ein verzauberter Prinz in einem verwünschten Schlosse vor. Er saß in seinem

Zimmer am Fenster, er saß im Gartensaale auf dem Sopha, es war acht Uhr, es wurde neun Uhr. Die Magd setzte die Kerzen mit den Windgläsern im Gartensaale hin, Niemand sonst ließ sich sehen.

Diese Einfachheit und Verständigkeit sind ja aber schlimmer, als die empfindsamste Romantik! dachte er, und ging ärgerlich in den Garten hinaus. Ein mildes Licht, wie nur der Norden es kennt, lag noch duftig über der Erde, und jene Helle, die im Mitsommer dort die Dämmerung bis zur Nacht ausdehnt, waltete mit ihrem ganzen Reize in der Natur. Die Nachtfalter und die Sterne wagten sich längst hervor, und doch sah man die Mücken noch in säulenförmigen Massen spielen und schwärmen. Die Reseda und die vier großen Orangenbäume, die vor dem Gartensaale ihre Blüthen in dem leisen Abendwinde wiegten, die Rosen und die weißen Lilien, gossen die Ströme ihres Duftes durch die leichte Luft, die Grillen schwirrten leise nahe und fern, und sanft lockend ließ die Nachtigall ihre ersten Töne erklingen, als versuche sie es, ob ihre Stunde schon gekommen sei. Die Nacht hatte begonnen, aber sie war noch hell und klar und warm; der Baron glaubte, nie eine schönere genossen zu haben. Er ging den ganzen langen Mittelweg des Gartens

hinauf, die Taxuspyramiden warfen fast Schatten, und unwillkürlich fiel es ihm ein, das Fräulein habe nicht Unrecht mit ihrem gelichteten Garten in einem Klima, in dem man Wärme und Licht zu suchen habe, in dem die Sommernächte meist schöner als die Tage sind. Als er die Gartenmauer erreicht hatte, wandte er um. Im Lichte des Saales sah er eine Figur sich bewegen, er schritt schnell dorthin, man mußte ihn auch gesehen haben, denn die Gestalt kam ihm entgegen, und es war Malwine.

Mitten im Garten, zwischen den vier großen Taxuspyramiden und den vier Bänken, trafen sie sich. Sie war schnell gegangen wie er. Jetzt, da sie vor ihm stand, sanken ihr die Arme müde herunter, daß ihre Gestalt noch lilienhafter als sonst erschien.

Sehe ich Sie endlich! rief er, und seine überwallende Freude befreite ihm selbst das Herz von der Herrschaft des Verstandes, die er sich aufgezwungen hatte.

Meine Cousine wird bald hier sein, sprach sie gepreßt, ohne seinen Ausruf weiter zu beachten, und ich wollte Ihnen vorher sagen — sie hielt inne, als könne sie den rechten Ausdruck nicht finden, oder als scheue sie sich, zu sagen, was sie sagen wollte.

Er unterbrach das Schweigen.

Sie wollen nicht die Meine werden! sprach er, und es war ihm wehe, da er's sagen mußte.

Sie schüttelte leise verneinend das Haupt, aber der Ausdruck ihrer Züge hatte dabei eine große Traurigkeit.

Glauben Sie denn nicht, fragte er sanft, indem er ihre Hände faßte, und sie an sich zog, glauben Sie denn nicht, daß meine aufrichtige Zuneigung für Sie, Ihre Neigung allmälich gewinnen könnte?

Sie antwortete ihm nicht, und er fühlte das leise Beben ihrer Hände.

Sie sind nicht glücklich, liebe Malwine! fuhr er fort; so hoch ich Ihre Cousine schätze, so muß die Weltanschauung derselben die Seele eines jungen Mädchens oft hart berühren. Sie sind sehr einsam hier, ich bin das auch. Ich fordere auch keine leidenschaftliche Liebe von Ihnen, aber ich habe gehofft, daß wir uns gegenseitig das Leben leichter, heiterer gestalten könnten; ich weiß, was Ihre Nähe mir sein würde, und mein Dank —

O! stieß sie plötzlich hervor, indem sie sich von ihm los machte, und ihr Ton verrieth ihren Schmerz, nur dieses Mitleid nicht!

Sie wollte fliehen, er hielt sie zurück.

Malwine! rief er, sich selbst nicht trauend, reden Sie, reden Sie!

Und als hätte sie nun auch nichts mehr zu verbergen, sprach sie mit unterdrückter Leidenschaft: Wie es gekommen, weiß ich nicht; aber wenn ich Alles zurückdrängen mußte, was in mir lebte, Jugend — und Sehnsucht — und Hoffnung, Alles, Alles! dann dachte ich, seit ich Sie damals gesehen, wenn Sie es nur wüßten! Hundert Mal habe ich es Ihnen geklagt in meinem Herzen, immer habe ich gehofft, Sie würden kommen, und ich würde es Ihnen sagen von Mund zu Mund —

Mädchen! rief er in aufschwellender Freude, welche Wonne bringst Du mir entgegen! —

Das war thöricht, ich weiß es, fuhr sie fort; ich that Ihnen leid, und — — Mitleid ist doch so bitter! sprach sie, während ihre Stimme brach.

Der Baron zog sie, von Leidenschaft und Freude überwältigt, in seine Arme.

Mitleid? rief er in lebhafter Bewegung aus. Ich liebte Dich, seit ich Dich sah!

Sie blickte ihn an, machte sich von ihm los, und setzte sich wortlos und matt auf die Bank. Er fühlte,

daß er ihr Ruhe gönnen müßte, und ließ sich neben ihr nieder, indem er ihre Hand hielt. Mit Einem Male stand sie auf, sah ihn an, sah umher, als müsse sie sich durch den Blick auf die Umgebung überzeugen, daß sie nicht träume, und dann umfaßte sie ihn und lehnte sich an ihn mit einem Lächeln, das ihn beseeligte. Er konnte ihr nichts sagen, er war nicht weniger erschüttert als sie selbst. Die Offenbarung der Liebe schwebte wie ein heiliges Mysterium über ihnen, und mild und klar wie die stille Nacht umfing sie Beide das Bewußtsein ihres reinen Glückes.

Siebentes Kapitel.

Noch ehe der Winter die Straßen unwegsam machte, sollte Malwine mit dem Baron verbunden werden, und die Cousine schien den Zeitpunkt dieser Heirath nicht erwarten zu können. Sie sagte, was geschehen solle, müsse immer möglichst bald geschehen. Wer sie aber näher kannte, glaubte zu bemerken, sie beeile die Heirath, um die Trennung von der Pflegetochter bald überstanden zu haben.

Es war überhaupt seit Malwinens Verlobung eine Veränderung mit ihr vorgegangen. Als sie an jenem Abende heimgekehrt und das Brautpaar vor sie hingetreten war, hatte sie bitterlich geweint, wie kein Mensch es je von ihr gesehen; und von jener Stunde ab, hatte sie keinen Dienst mehr von dem Mädchen

angenommen, keinen Anspruch irgend einer Art mehr an dasselbe gemacht. Es war umsonst, daß Malwine sich ihren gewohnten Pflichten unterziehen wollte, das Fräulein litt es nicht.

Einmal in seinem Leben, sagte sie, muß der Mensch wissen und kennen lernen, was es um das Freisein ist. Du warst mein bis jetzt, Du wirst bald einem Manne gehören, und wie Du bist, wirst Du durch die Liebe Deine Freiheit ganz und gar verlieren. Lebe also Dir selbst in dieser Zeit, damit Du wenigstens doch den Begriff bekommst, welch ein köstlich Gut die Freiheit ist, welch einen Genuß Selbstbestimmung und Willkür dem Menschen gewähren.

Es war dabei schwer zu sagen, was Ernst, was Scherz war in diesen Reden der Cousine. Oft kam es dem Brautpaare vor, als tröste sie sich selbst mit solchen Worten über ihr einsames Dasein; oft aber mußte man auch glauben, sie empfinde wirklich so, und Malwine war zu sehr in sich selbst versunken, zu beschäftigt durch ihr Glück, um über den Zustand ihrer Cousine viel zu grübeln.

So einfach das Fräulein ihre Pflegetochter gewöhnt hatte, so reichlich und freigebig bewies sie sich bei deren Ausstattung. Sie fuhr mehrfach nach der Stadt,

Einkäufe und Bestellungen zu machen, sie setzte alle Kräfte in ihrem Hause in Bewegung, um Malwinens Mitgift schnell und schön und tüchtig herzustellen. Aber freilich wurden der Geschmack und die Meinung der künftigen Besitzerin dieser Herrlichkeiten nicht zu Rathe gezogen; denn das Fräulein meinte, wer wie Malwine mit seinen Gedanken in den Himmeln schwebe, sei für die Besorgung irdischer Dinge nicht geeignet, und Malwine war so gerührt über die Großmuth und Güte der Cousine, so überrascht durch alles, was für sie geschah, daß es sie nur noch demüthiger machte. Sie glich einem im Käfich erzogenen Vogel, dem man im Frühjahre die Thüre seiner bisherigen Heimat öffnet. Sie sah den goldenen Sonnenschein, der draußen die Welt durchzog, sie fühlte mit ungekannter Wonne die Ströme balsamischer Luft zu ihr hereindringen, aber sie war zu lange unfrei gewesen, sie war auch zu beschränkt gewöhnt, um mehr zu verlangen, als ihr gewährt war, um sich leicht zu weiterem Fluge zu entschließen. So sah sie in liebender Stille dem Hochzeitstage entgegen, glücklich im Moment, voll Vertrauen in die Zukunft.

Noch ehe sie den Baron gekannt, hatte sie von der Cousine und von deren Gästen die Geschichte sei-

ner früheren Liebe erfahren; er selbst hatte derselben aber nur einmal erwähnt, um ihr zu sagen, wie schwer er durch Selma's Verrath gelitten habe.

Mein Herz, sagte er, ist durch sie verwundet, mein Ehrgefühl beleidigt, mein Idealismus von ihr verhöhnt worden, so daß ich nicht gern an sie erinnert werde, und daß ich es als einen Seegen empfinden würde, wenn ich sie ganz vergessen könnte. Aber was man einmal sehr geliebt hat, ist wie übergegangen in uns selbst, und es finden sich immer Wege und Stunden, uns auf die alten bösen Erinnerungen zurückzuführen.

Auf Malwine hatte diese Aeußerung den unauslöschlichsten Eindruck gemacht. Die Vorstellung, das Herz des geliebten Mannes doch nicht ausschließlich zu besitzen, hatte sie erschreckt; aber aus diesem Schrecken war der Entschluß erwachsen, ihm durch ihre Liebe Vergessenheit zu schaffen. In ihr und durch sie sollte er den Glauben an die Liebe, an die Treue und Hingebung, an die nie endende Dankbarkeit des Frauenherzens wiedergewinnen. Hatte Selma sein Ehrgefühl beleidigt, so wollte sie wachen über die ihr anvertraute Ehre seines Namens, wie über ein Heiligthum; sein Haus sollte ihm ein Tempel alles Guten, Reinen und Schönen werden, und wie er ihr

ein neues geistiges Leben erschloß, so wollte sie ihm das sichere, friedensvolle Ruhen in seinem Hause und in seiner Familie bereiten.

Es war eine zuversichtliche, stolze Freude und doch die demüthigste Liebe und Hingebung, mit der sie an der Seite des geliebten Mannes vor den Altar trat. Die Cousine, ihrem Grundsatze treu, den Hochzeiten kein Gewicht beizulegen, hatte nur die nöthigen Trauzeugen in der Kirche des Dorfes versammelt. Ernst und fast kalt hatte sie der Ceremonie beigewohnt, nach welcher das Ehepaar sie verlassen und sich nach der Tannenburg begeben sollte. Auch als Malwine sich nach der Trauung an ihr Herz warf, ihr zu danken, war die Cousine unbewegt geblieben.

Sieh erst zu, sagte sie, ob Du zufrieden bist mit der Erziehung, die ich Dir gegeben habe! Es wird sich ja nun zeigen!

Aber als der Wagen des Barons vorfuhr, als Alles in Ordnung war, und er mit seiner Frau aus den Zimmern, in denen sie sich für die Fahrt umgekleidet hatten, herunter kam, der Cousine das Lebewohl zu sagen, fanden sie nur die beiden Vettern im Saale, welche ihre Zeugen gewesen waren. Die Cousine war fortgefahren, ganz allein, und ohne

den Ort zu bezeichnen, nach dem sie sich begeben wollte. —

Der kurze Brautstand hatte dem Baron und seiner jungen Frau die ganze Frische des Glückes für die Ehe gelassen, hatte ihnen die Ueberraschung aufgespart, täglich auf's Neue zu entdecken, wie viel sie gegenseitig an einander besaßen, wie wohl sie für einander paßten. Der Baron hatte, trotz seines großen Gefallens an Malwinen, Anfangs doch das Gefühl gehabt, in gewissem Sinne eine Vernunftheirath geschlossen zu haben. Jetzt, da er gewahr wurde, welche Tiefe der Empfindung, welche geistige Thätigkeit in seinem jungen Weibe lebten, dessen Schönheit ihn beglückte, jetzt pries er seinen Stern, der ihn zu dieser Frau geführt hatte. Er lebte nur für sie. Daß sie wenig gelesen hatte, daß die Künste ihr fremd waren, erhöhte seine Zufriedenheit; denn es gewährte ihm den Genuß, ihr Lehrer zu werden, täglich zu sehen, wie diese Natur sich dem Lichte der Schönheit mit Entzücken hingab, täglich zu fühlen, mit welcher Inbrunst sie ihm dieses neue, höhere Leben dankte.

Wie in einem süßen Traume schwanden ihnen die Tage dahin. Wenn er an ihrer Seite durch die sich herbstlich färbenden Wälder ging, wenn er mit ihr am

Ufer des Meeres umherwandelte, und sie die Schönheit dieser Natur mit Exstase genoß; wenn sich ihr die Hallen und Räume des alten Schlosses, in dem sie als sorgsame Hausfrau schaltete, durch ihre bedeutende Vergangenheit belebten; wenn sie jedem Dinge und dem Erlebniß jedes Tages seine geistige Bedeutung abgewann, und immer befriedigt, immer befriedigend sich an seiner Seite bewegte: so fragte er sich, wie es möglich gewesen sei, daß er sie so ruhig um ihre Hand gebeten habe, damit sie einander das Leben leichter machen könnten, wie er seinen Freunden von seiner Verlobung als von einem nothwendigen Ereigniß habe schreiben können, bei dem die Schönheit, die Güte und Neigung seiner Erwählten ihm glücklicher Weise entgegen gekommen wären.

Er hatte das Gefühl, Malwinen in jener Zeit ein Unrecht gethan zu haben, das er vergüten müßte; er war seines Glückes so voll, daß er es nicht allein genießen konnte. Alle seine Briefe sprachen es aus, und es wurde ihm wieder eine Lust, mit seinen Freunden in Verkehr zu treten, um Malwinen zu preisen und von ihr zu sprechen, wenn er nicht mit ihr selbst beschäftigt war. So wurde sie schnell den früheren Lebensgenossen ein Gegenstand des Antheils, man

richtete die Briefe auch an sie, der Baron selbst veranlaßte sie zum Antworten, und allmählich in den Verkehr mit den entfernten Freunden ihres Mannes hineingezogen, lernte sie schreibend ihre Gedanken entwickeln, lernte sie sich selbst und ihr Wesen verstehen, in dem Bestreben, es Anderen verständlich zu machen.

Alle seine Freunde wünschten ihm Glück zu ihrem Besitze, man wollte sie kennen lernen, man redete ihm zu, in die Residenz zurückzukehren, und der Baron fühlte eine Verlockung dazu.

Es giebt nur äußerst wenig Menschen, die unabhängig und selbstständig genug sind, die Dinge und Personen einzig um ihrer selbst willen, und allein nach dem eigenen Maßstabe zu beurtheilen und zu schätzen. Die Meisten bedürfen es, von Dritten anerkannt und gewürdigt zu sehen, was sie lieben und schätzen sollen, und diese Art von Menschen haben auch das unbestimmte Verlangen, sich ihre Befriedigung durch Andere bestätigen, ihr Glück durch die Anerkennung von außen her versichern und steigern zu lassen. Der Baron theilte diese Schwäche, deren Quelle eben so wohl in mangelndem Selbstvertrauen, als in der Eitelkeit zu liegen pflegt.

Er hatte ein gewisses Behagen bei dem Ge-

danken, in dem Kreise, den er einst unter so peinlichen Verhältnissen verlassen hatte, als ein Beneideter wieder zu erscheinen, aber die junge Frau schrak davor zurück. Ihr widerstrebte die unwillkürliche Vergleichung mit Selma, da diese ihr verächtlich erschien; sie fürchtete wohl auch, den Erwartungen nicht zu genügen, welche die Entfernten sich von ihr nach den Schilderungen ihres Gatten entworfen haben mochten. Ihr Herz scheute sich vor dem Verlassen des Ortes und der Verhältnisse, in denen sie und ihr Gatte das Glück gefunden hatten, und als dieses Letztere noch durch ihre Hoffnung, Mutter zu werden, gesteigert wurde, war natürlich von der Reise in die Residenz nicht weiter die Rede.

Dazu wurden die äußeren Zustände des Vaterlandes immer bedrohlicher, und die Ostprovinzen hatten bereits vielfach die Nachtheile zu empfinden, in welche die von Preußen befolgte Politik der Halbheit das Land gebracht hatte. Die russischen Heere standen an den Gränzen, die preußischen Schiffe wurden von den Engländern gekapert; trotz der erniedrigenden Nachgiebigkeit gegen Napoleon stand der Krieg mit Frankreich vor der Thüre, und mit Schmerz sahen die Patrioten, wie Preußen mehr und mehr aus der Stel-

lung verrückt ward, zu welcher sein großer König es einst emporgehoben hatte, wie man mehr und mehr das glorreiche Preußen Friedrichs des Zweiten erniedrigen ließ.

Der Baron, der treu an seinem Vaterlande hing, war mit sorgenvoller Spannung dem Gange der Ereignisse gefolgt, und hatte in der festen Ueberzeugung, daß ein Krieg für Preußen unausbleiblich sein werde, dem Könige seine Dienste für denselben angeboten. Er hatte darauf ein königliches Handschreiben erhalten, das seine Gesinnung belobte, und seinen Eintritt in das Kriegsheer vorkommenden Falles genehmigte. Täglich sah man nun der Kriegserklärung entgegen, als das Jahr achtzehn hundert und sechs begonnen hatte, und sie ließ auch nicht lange auf sich warten.

Das Zeitungsblatt in der Hand, welches die Nachricht brachte, trat der Baron in das Zimmer seiner Frau.

Endlich! rief er, endlich also ein Entschluß! Endlich die Aussicht, hervorzugehen aus der Schmach dieser feigen Unterwürfigkeit!

Malwine sah es ihrem Gatten an, sie konnte es an seinem Tone hören, daß er die bloße Kriegserklärung schon wie eine Erlösung empfand; aber so oft

er ihr auch in diesem Sinne davon gesprochen hatte, in dem Augenblicke fühlte sie nichts als das Erschrecken über die Trennung von dem Geliebten, über die Gefahr, welcher er entgegen gehen mußte.

Sie hatte gegen den Herbst hin ihre erste Niederkunft zu erwarten.

Die Vorstellung, diesen Zeitpunkt getrennt von ihrem Manne zu durchleben, die entsetzliche Möglichkeit, den Gatten zu verlieren, ein verwaistes Kind zur Welt zu bringen, standen plötzlich in furchtbarer Lebhaftigkeit vor ihr. Es trieb sie, den Baron anzuflehen, er möge sie nicht verlassen; aber schnell sich zusammenfassend, unterdrückte sie, wenn nicht die Furcht und den Wunsch, so doch die Bitte. Sie wollte ihrem Manne zeigen, daß seine Ehre, seine Selbstbefriedigung ihr über Alles gingen, daß sie nicht nur mit ihm das Große zu empfinden vermöge, wo es ihnen im Reiche der Kunst und der Dichtung entgegentrat, und in seine Ansicht eingehend, war sie ihm behülflich, alle Vorkehrungen für die schleunige Abreise zu treffen, die er beabsichtigte.

Schon am nächstfolgenden Tage verließ er die Tannenburg. Er hatte die ganze Verwaltung seines Gutes in die Hände seiner Frau gelegt, und beruhigt

durch ihre Fassung, brach er zu dem Heere auf, das der König bei Naumburg versammelte.

So oft es möglich war, erhielt Malwine Nachricht von dem Baron. Er schrieb ihr ausführlich, was ihm begegnete, was er dachte, sie waren an den engsten Zusammenhang gewohnt.

Da plötzlich blieben seine Briefe eine Zeit lang aus. Malwine fürchtete den Beginn der Feindseligkeiten, ihre Phantasie stellte sich das Schlimmste vor; aber in den Zeitungen, welche damals solche Kunde noch gar langsam verbreiteten, war nichts von Kampf und Schlacht zu lesen, und die Ungewißheit der jungen Frau wurde immer peinigender. Endlich traf ein Brief des Barons ein; indeß er war nur kurz und flüchtig gegen seine sonstige Art.

Er schrieb ihr, daß man das Standquartier gewechselt, daß er dabei mehrere Tage auf dem Marsche zugebracht, den König und die Königin gesprochen habe. Aber er berichtete das alles in einer Weise, die es zeigte, sein Geist sei anderweit beschäftigt; und als empfinde er dies selbst, sagte er am Schlusse: „Du kennst mich genugsam meine Geliebte, um mir anzufühlen, daß ich nicht freien Herzens bin. Ein unerwartetes Ereigniß hat mich ergriffen und beschäftigt.

Ich habe Selma wiedergesehen, mehrmals wiedergesehen! Frage mich aber nichts weiter! niemals! und erinnere mich auch später nicht daran."

Die Baronin war betroffen von der Nachricht. Ohne daß sie es sich eingestehen mochte, quälte sie der Gedanke, daß jene Frau immer noch einen Antheil an dem Leben, daß sie noch einen solchen Einfluß auf das Herz ihres Gatten hatte; doch blieb ihr keine Zeit, darüber nachzusinnen. Die äußeren Ereignisse drängten mit solcher Hast vorwärts, das Schicksal Preußens nahm eine so unglückliche Wendung, daß Jeder sich davon getroffen fühlte.

Die furchtbaren Schlachten von Jena und Auerstädt wurden geschlagen, das preußische Heer zerstreut. Berlin fiel in die Hand der Feinde, der König und die Seinen flohen nach Preußen. Ein Flüchtling und obenein verwundet, kehrte der Baron in seine Heimath zurück, niedergebeugt von dem Geschicke seines Königs, sorgenvoll um die Zukunft seines Vaterlandes.

In dieser Zeit ward ihm sein erster Sohn geboren, und an diesem neuen Leben richtete sich seine Zuversicht empor.

Aber nicht nur für die Eltern wurde der Knabe ein Symbol der Hoffnung. Die Wirkung, welche

seine Geburt auf das Fräulein von Gleinitz machte, war fast noch bedeutender.

Schon seit Malwinens Heirath war eine Veränderung mit der Cousine vorgegangen. Anfangs hatte sie es mit gewohntem Stolze verbergen wollen, wie sehr sie an der Pflegetochter gehangen, welche Lücke die Entfernung derselben in ihrem Leben gelassen hatte. Sie war selten nach der Tannenburg gekommen, und hatte sich dort fast nur mit dem Barone und mit seiner Wirthschaft beschäftigt. Indeß als sie Malwinens Mutterhoffnungen erfuhr, hatte eine große Rührung sie ergriffen, und die junge Mutter war der Gegenstand ihrer achtsamsten Theilnahme, ihrer zärtlichsten Sorge geworden.

Je näher der Zeitpunkt von Malwinens Niederkunft gekommen, desto häufiger hatte man die Cousine auf dem Schlosse gesehen. Als gälte es die Ausstattung eines Fürstenkindes, mit so verschwenderischem Luxus hatte sie für das erwartete Kind Alles selbst vorbereitet, und als der Baron die Tannenburg verlassen, war sie zu der jungen Frau geeilt, und nicht mehr von ihrer Seite gewichen.

Hart und mitleidslos gegen jede eigene körperliche Beschwerde, wachte sie über Malwine, als könne ein

Lufthauch ihr Leben gefährden, und als diese dann ihres Knaben genas, da war die Cousine zum ersten Male seit langen Jahren zusammengebrochen in Freude und in Rührung, ohne sich dessen zu verbergen.

Laßt ihn auch mir geboren sein! Laßt ihn auch mein sein! sprach sie in Thränen, als sie den Neugebornen in ihren Armen hielt; und als empfinde sie jetzt erst die lange Einsamkeit ihres Lebens, da diese Aussicht auf neue Liebe sich ihr eröffnete, so weich und still blieb sie durch eine lange Zeit. Ihre Sprache, ihr ganzes Behaben erfuhren eine Aenderung. Sie ordnete sich den Bedürfnissen und Wünschen Malwinens unter, um in ihrer Nähe bleiben zu können, sie zwang ihr lautes Organ zu leisem Tone, um das Kind nicht zu stören, sie pflegte den verwundeten Baron, sie trat überall ein, wo man ihrer irgend bedurfte, und schien nur noch Einen Wunsch, Eine Freude zu haben: den Anblick und die Pflege des Knaben.

Selbst auf das höchste beglückt durch ihren Sohn, fühlten der Baron und Malwine die Pflicht, die Cousine in ihrer Weise gewähren zu lassen. Sie bemitleideten den lange verborgenen Schmerz der stolzen Frau, der sich in ihrer weichen Freude kund gab, sie waren es nur zu gern zufrieden, dem Kinde, an dem ihre

Seelen hingen, auch die Liebe der Cousine als schützende Gabe auf den Lebensweg mitgeben zu können, und man willfahrte mit Freude ihrem Wunsche, sie zur Pathin des Kindes zu erwählen.

Einige Tage vor der Taufe desselben hatte sie die Tannenburg verlassen, um, wie sie sagte, einmal zu Hause nach dem Rechten zu sehen; aber sie war nicht dorthin gegangen, sondern hatte ihren Weg zum Könige genommen, der damals in Memel residirte. Erst am Morgen des Tauftages kam sie zurück; erst eine Stunde vor der Taufe erschien sie im Zimmer Malwinens, eine ganz veränderte Erscheinung.

Zum ersten Male im Leben hatte sie eine Haube aufgesetzt, zum ersten Male hatte sie das Ansehen einer alten Frau.

Das Rasche, Heftige ihrer Bewegungen war einer feierlichen Haltung gewichen, und der Baron sowohl als Malwine blickten sie mit Erstaunen an. Sie sah das, ohne es zu beachten. Wie immer wandte sich ihr Schritt gleich nach der Wiege. Leise trat sie hinzu, schlug die Vorhänge aus einander und sah still eine Weile auf den schlafenden Knaben nieder. Dann richtete sie sich auf, gab dem Baron die Hand und sagte: Ich habe Ihnen die Mutter Ihres Kindes

gegeben, Wachstetten! Sie sind zufrieden an ihrer Seite, und ich bin allein. Mein Name wird mit mir sterben, wenn Ihr Sohn ihn nicht mit sich fortträgt. Der König hat mir bewilligt, ihn adoptiren zu dürfen, lassen Sie ihn meinen Namen also mit dem Ihren führen. Ich habe keine Zukunft, keine Hoffnung, als in diesem Kinde!

Sie sprach das fest und ruhig, indeß man konnte es hören, welchen Werth sie auf die Erfüllung ihres Wunsches legte, und gerührt von ihrer Liebe wie von ihrem Schicksal und von ihrer Großmuth, willigten die Gatten freudig ein.

Achtes Kapitel.

Von dem Tage ab, bildete sich das Verhältniß der Cousine zu der Familie des Barons als ein ganz mütterliches aus. Sie verbarg es nicht mehr, wie wohl zufrieden sie mit dem Verhalten ihrer Pflegetochter war, wie sie sich an dem Eheglück derselben erquickte, und eifersüchtiger als diese selbst bewachte sie die Zuneigung des Barons für Malwinen, das Gedeihen des Kindes.

Sie hatte immer Wachstetten's Achtung, Malwinens Dankbarkeit besessen, jetzt steigerte sich die erstere im engeren Verkehr. Immer wärmer schloß sich das Herz ihrer Pflegetochter ihr an und auf, und das Unglück, das auf dem Vaterlande lastete, die furchtbaren Leiden, von denen grade die Ostprovinzen ge-

troffen wurden, thaten das Ihre dazu, die Menschen durch gemeinsam getragene Noth und gegenseitig geleistete Hülfe noch enger zu verbinden.

Die Schlachten von Friedland und Eylau waren verloren, die ganze Provinz war voll Feinde, voll Verwundeter und voll Kranker. Mangel und Siechthum, Schrecken, Furcht und tägliche Beunruhigungen trafen die Bewohner des flachen Landes noch härter als den Städter. Der Wohlstand des Barons, dessen Güter sich eben erst in ersprießlicher Cultur zu erheben begonnen, erlitt die bedenklichsten Erschütterungen; die Cousine, deren Verhältnisse mehr befestigt waren, half aus, berieth nach Kräften, und war zu allen Opfern bereit, wenn nur die junge Mutter und der Knabe in ihrer Ruhe erhalten werden konnten.

So gingen nach dem Frieden, der im Sommer erfolgte, äußerlich die Tage hin; aber im Innern der Menschen und der Familien regten sich ein neues Leben und ein neuer Geist, seit der Stunde, in welcher der König die Leibeigenschaft in seinen Landen aufgehoben hatte. Alle diejenigen, welche bisher in unfruchtbarer Empfindung für den großen Gedanken einer veredelten Menschheit geschwärmt hatten, sahen nun plötzlich die beginnende Verwirklichung ihrer Ideale vor sich, und

da der erste Anstoß von dem Könige gegeben war, so wandte sich diesem schnell alle Liebe der edelsten Charaktere, die ganze Begeisterung der Idealisten, die ganze Hoffnung der Muthigen zu. Friedrich Wilhelm und Louise, das gedemüthigte, fast im Exile, fast in der Noth lebende Königspaar, wurden für Preußen die Sinnbilder der Freiheit, des Ruhmes und alles Edeln und Größten. An sie knüpfte sich jedes Streben, und wer in jenen Tagen des Vorzugs theilhaftig wurde, sie zu sehen, ihnen zu nahen, oder gar sie zu sprechen, kam sich durch dieses bloße Ereigniß wie geheiligt, wie von allem Niedrigen gesondert, und zu einer höheren Mission berufen vor. Denn das ist die Macht einer zur Geltung gebrachten Idee, daß sie in riesigem Wachsen fortschreitend, überall noch Höheres und Größeres erweckt, als sie selbst in sich getragen hat.

Die Cousine, so stolz auf ihre Selbstherrlichkeit und Freiheit, war eine der Ersten, sich für die Freiheit Aller zu begeistern, wenn sie, den kleinen Hugo, ihren einstigen Erben, auf den Knieen wiegend, an das Loos der Mütter dachte, welche ihre Kinder bisher der Knechtschaft geboren hatten. Der Baron liebte die Freiheit und den Fortschritt als ein verständiger und edler Mann, Malwine erfaßte sie mit der Güte

ihres Herzens aus allgemeiner Liebe, und alle hegten für die Erlösung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft in tiefster Seele die feurigsten Wünsche.

Die Erde, welche nicht mehr vom Schlachtgewühl zertreten wurde, fing unterdessen wieder an, ihre Früchte, wenn auch zum großen Theil für die fremden Eroberer, zu tragen, und die Herzen der Ehegatten, die schon Schweres mitsammen erduldet hatten, fanden in dem gegenseitigen Vertrauen und in der Erfahrung, wie auch die bösen Tage und das Unglück überstehbar und vergänglich sind, jenes Geichgewicht der Ruhe, das dem Einen früher, dem Andern später zu Theil wird. Malwine war weit über ihre Jahre ernst geworden, denn die Sorgen der Gegenwart, der Blick in die Zukunft, und die Hoffnungen für dieselbe, die nur durch schweren Kampf verwirklicht werden konnten, gaben damals auch der Jugend eine frühe Charakterreife, und als sich heimlich das Bündniß im Lande zu bilden begann, daß Männer und Frauen zu dem Einen Zwecke, zu der Befreiung des Vaterlandes, vereinigte, da waren der Baron und seine Gattin, da war die Cousine unter denen, welche die heilige Sache mit größter Erhebung zu der ihren machten.

Ein äußerer Vorgang kam noch dazu, diese Rich-

tung und Stimmung der Familie zu erhöhen. Der König und die Königin waren nach Petersburg gegangen, den Frieden und das Bündniß mit Rußland durch ihren Besuch zu besiegeln und zu kräftigen. Es war im Winter des Jahres Neun, als sie, von dieser Reise in ihre Staaten zurückkehrend, durch das Land fuhren. Von allen Seiten beeilte man sich, dem geliebten Herrscherpaare in den Städten und auf den Gütern Ruhestätten und Bequemlichkeiten anzubieten, und wo sie dieselben annahmen, fühlte man sich hochbeglückt. Damals geschah es, daß der Reisemarschall des Königs die Tannenburg zu einem der Nachtquartiere für das königliche Paar erwählte, und wie dem größten Ereignisse ihres Lebens, sahen ihre Bewohner der Ankunft der königlichen Gäste entgegen.

Es war spät am Abende, als sie erschienen. Aller Pracht und allem unnützen Aufwande feindlich, hatte der König jede Feierlichkeit zu seinem Empfange verbeten. Wie ein Privatmann fuhr er in das Schloß ein, das durch seine Anwesenheit eine Weihe für das Geschlecht erhielt, dem es gehörte; wie jeder andere Gast der Familie wollte er in dem Hause leben. Während der kurzen Rast, welche die Königin sich vor der Mahlzeit gönnte, verlangte sie die Gesellschaft der Baronin.

Sie ließ sich den Sohn derselben vorführen und, selbst die zärtlichste Mutter, umarmte sie den Knaben liebevoll.

Das ist ein Schatz, sprach sie, den nur der Wille Gottes den Menschen nehmen kann, aber ein Schatz, für den Sie auch verantwortlich sind. — Und das schöne Haupt mit freundlich ernstem Ausdruck zu der jungen Mutter wendend, sprach sie: Man hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt, Frau von Wachstetten, daß ich mich freue, Sie zu sehen. Erhalten Sie Sich das Glück ihrer Ehe und die Reinheit und den Frieden Ihrer Häuslichkeit, das ist das Höchste auf dem Throne wie in der Hütte. Ich habe es erfahren in schweren Prüfungsstunden. Mit einem guten Gewissen und mit dem Bewußtsein der Liebe und der Pflichterfüllung kann man zwar sehr Schweres erleben, aber man geht nicht unter — und Gott hilft dann vorwärts — dem Einzelnen und der Gesammtheit! Darauf hoffe ich zuversichtlich!

Sie hatte dabei so sanft, so fest und glaubensvoll ausgesehen, daß Frau von Wachstetten sich nicht enthalten konnte, ihre Hand zu ergreifen und in Verehrung an ihre Lippen zu drücken. Die Königin ließ es geschehen, und als die junge Frau sich emporrichtete,

neigte die Königin sich in all ihrer anmuthigen Huld und küßte die Baronin auf die Stirn. Unwillkürlich faltete Malwine die Hände wie zum Gebete; es war ihr, als erhielte sie einen Segen für ihr Leben, und selbst als bei der Tafel der König sich gut gelaunt an der eigenen Weise der Cousine erlustigte, selbst als am folgenden Tage die Herrschaften die Tannenburg verlassen hatten, und Alles vorübergegangen war wie ein Traum, zitterte die Rührung jenes Augenblickes noch in Malwinen nach, und sie gelobte sich im tiefsten Innern, ihr Haus zu wahren wie bisher, daß sich nichts Unheiliges ihm jemals nahen solle.

Der frühe und unerwarte Tod der Königin drückte diesen Empfindungen und Entschlüssen das letzte Siegel auf. Ein Ernst, der nur durch ihre natürliche Sanftmuth seine Strenge verlor, machte sich mehr und mehr in Malwinen bemerkbar; aber alle Geister waren damals in Preußen so gesammelt und in sich zusammengefaßt, in allen Herzen war ein religiöses Streben vorhanden, und Malwine trat daher in keiner Weise auffallend aus den Reihen ihrer Umgebung hervor. Der Tugenbund hatte sich in Königsberg gebildet, der Baron, seine Frau und die Cousine sich demselben angeschlossen, und wie in den Zeiten der

Kreuzfahrer bereitete man sich mit einer inneren Heiligung für den Kampf und den Kreuzzug vor, dessen Beginn man noch nicht berechnen konnte, dessen Nothwendigkeit und Gewißheit aber in der allgemeinen Ueberzeugung lagen.

Endlich brach das Jahr der Befreiung an. Zum zweiten Male verließ der Baron die Heimat, zum zweiten Male trat er, ein Freiwilliger, als Vertheidiger des Vaterlandes auf. Malwine hatte ihm kurz vorher eine Tochter geboren; aber trotz des Säuglings an ihrer Brust verließ der Muth sie nicht.

Sie selbst begleitete den Baron nach der Stadt, von wo er die Reise zum Heere des Königs nach Breslau antreten wollte; sie klagte und zagte nicht mehr, wie bei der ersten Trennung, sie war für Alles gerüstet, auf Alles gefaßt, und ihre ganze Liebe für den Gatten bewährte sich in der Ruhe, mit der sie die letzten Tage vor dem Aufbruche an seiner Seite lebte.

Als die Abschiedsstunde gekommen war, ließ der Baron sich seine Kinder bringen. Hugo war sechs Jahre alt, und der schlanke Knabe verstand vollkommen, was der Augenblick bedeutete.

Gehst Du heute in den Krieg? fragte er, da er die Erschütterung der Eltern gewahrte.

Ja, mein Sohn, ich gehe! und — vielleicht auf lange Zeit! fügte der Baron unwillkürlich hinzu.

Es wollte der Mutter das Herz zerbrechen, aber sie zeigte es nicht. Sorge nicht um die Kinder, sprach sie, Du sollst sie munter wiederfinden, wenn Du zurückkommst.

Sie sind ja bei Dir! entgegnete der Vater; und sich an ihn schmiegend und den braunen Lockenkopf hoch in die Höhe hebend, sprach der Knabe, als wolle er den Vater trösten: Ja, die Mama wird schon für uns sorgen, und ich, Papa — ich sorge für die Mama!

Hugo! rief der Baron, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, Hugo, versprich mir das!

Ja, Papa! sagte der Knabe.

Gieb mir die Hand darauf, mein Sohn! sprach der Vater mit einem Ernste, als stände ein Mann und nicht ein Kind vor ihm, und plötzlich ebenfalls ernsthaft werdend, reichte der Knabe dem Vater seine kleine Rechte hin. Dann fing er an zu weinen und fiel ihm um den Hals. Der Baron drückte den Sohn inbrünstig an sein Herz, küßte ihn, küßte die Tochter, und sagte dann: Nun nehmt sie fort!

Schweigend standen die Eltern neben einander am Fenster. Sie erwarteten den Wagen des Barons.

Die Cousine ordnete noch etwas an dem leichten Gepäck des Mannes, der ihr theuer geworden wie ein Sohn. Keiner war eines Wortes mächtig, denn schon jetzt empfanden sie die ganze Schwere der Trennung, und Jeder las im Auge des Anderen den eigenen Schmerz verdoppelt. Man hatte sich noch so viel zu sagen, einander so viel zu danken, man wollte sich zum Hoffen, zur Zuversicht ermuthigen; aber die wenigen Sekunden reichten nicht dazu hin, und vor dieser Ohnmacht verstummten Alle.

Endlich hörte man die Räder rollen, und ein Wagen hielt vor der Thüre. Der Baron raffte sich empor. Kommt! sagte er fest, indem er Malwine mit sich fortführte. Sie und die Cousine folgten ihm hinunter bis vor das Haus. Zwei Waffengefährten erwarteten ihn in dem Wagen, der Abschied war so kurz als schwer.

Lebt wohl! sagte er, und erinnert den Knaben an sein Versprechen — wenn wir uns nicht wiedersehen! Lebt wohl! Leb wohl, mein Weib! —

Noch eine Umarmung, noch ein Schmerzensruf Malwinens, und der Wagen fuhr davon! Der Baron hatte die Seinen verlassen! — verlassen für immerdar!

Neuntes Kapitel.

Die Nachricht von dem Tode ihres Gatten, der einer der Ersten, gleich in der Schlacht bei Möckern den Tod gefunden hatte, traf die Baronin wenig Wochen nach der Trennung in der Einsamkeit der Tannenburg. Wie dieselbe sie erreichte, wie sie dieses Loos ertrug, das bedarf der Schilderung nicht. Viele Tausende von Müttern, Frauen, Bräuten, haben in jenen Tagen das gleiche Geschick erduldet, und noch lebt die Erinnerung daran in Deutschland fort. Aber alles, was von Kraft und Würde in Malwinens Charakter gelegen hatte, zeigte sich in dieser Prüfung.

Gleich im ersten Augenblicke war die Cousine zu ihr geeilt, indeß gewaltsam, wie die Letztere in allen ihren Aeußerungen war, hatte die Baronin neben dem eigenen

Herzeleid, neben den Thränen ihres Sohnes, der schon groß genug war, über den Tod des Vaters zu weinen, noch die heftigen Klagen der Cousine zu besänftigen, und nur die Zusicherung, daß Malwine sich künftig mit ihren Kindern nicht mehr von der Cousine trennen wolle, stellte endlich die Fassung derselben her.

Wenn der Tod eine Lücke in eine Familie gerissen hat, entsteht nach dem ersten Entsetzen immer eine dumpfe Pause, und wie nach einem furchtbaren körperlichen Schmerze der Schlummer der Ermattung befreiend eintritt, so legt sich eine Stille über die Leidtragenden, die Jeder in solchem Falle gewiß empfunden hat, und welche doch Jedem immer wieder unerklärlich erscheint. Man lebt dem Tage, man thut das Nothwendige, man ordnet sogar Vieles für die Zukunft an; nur zurück blickt man nicht, denn dazu hat man nicht die Kraft. So war es Jahr und Tag auch auf der Tannenburg.

Draußen in der Welt sang man nach beendigtem Kriege dem Frieden, der Befreiung Deutschlands Jubellieder, und in dem einsamen Schloß am Ostseestrande schaltete die Baronin und sah zum Rechten, einen Tag wie den anderen, und trieben unter dem Schatten der Bäume, die so viele Geschlechter an sich vorüber=

ziehen sehen, zwei Kinder ihre fröhlichen Spiele, wenn die Thränen der Mutter sie nicht erinnerten, daß auch ihnen das Unglück und der Tod schon genaht waren.

Der Baron hatte die Absicht gehabt, seine Kinder auf dem Lande erziehen zu lassen, und seine Wittwe hielt natürlich diese Anordnung aufrecht, die ohnehin ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen entsprach. Sie nahm einen Lehrer für den Sohn an, das Mädchen wollte sie selbst erziehen, wie sie auch die Verwaltung des Gutes über sich nahm. Ihr ganzer Sinn war auf die Erfüllung ihrer Pflicht gerichtet. Es standen gar zu Viele an frischen Gräbern, als daß der Einzelne aus seinem Schmerze sich hätte ein besonderes Bewußtsein machen sollen. Wo Tausende Leid zu tragen, Unwiederbringliches zu beweinen hatten, mußte Jeder danach trachten, sich im Leben wieder festzusetzen, und schon nach wenig Monaten flossen die Tage auf dem Schlosse in einer Gleichmäßigkeit hin, als wäre es nie anders gewesen, in einer Gleichmäßigkeit, welche durch eine lange Reihe von Jahren äußerlich kaum eine Unterbrechung erlitt.

Bald nach dem Tode des Barons war die Cousine ganz nach der Tannenburg übergesiedelt. Sie hatte einen verläßlichen Inspector gefunden, dem sie ihr

Gut vertrauen konnte, und nur ab und zu ging sie selbst für einige Zeit dorthin, sich nach dem Stande der Dinge umzusehen. Sie schien sich wirklich nur noch als den Verwalter ihrer Besitzungen zu betrachten, seit sie den Knaben zu ihrem Erben ernannt, und wie sie früher in jedem Augenblicke sich ihrer Selbstherrlichkeit und Unabhängigkeit gerühmt hatte, so konnte sie nun den Zeitpunkt kaum erwarten, in welchem sie sich ihres Besitzes entäußern, und, wie sie es nannte, von Hugo das Gnadenbrod essen würde. Sie, die es einst verschmäht hatte, sich einem Manne unterzuordnen, fand jetzt die höchste Befriedigung darin, sich künftig von der Liebe desjenigen abhängig zu wissen, der, noch ein Kind, an ihrer Seite heranwuchs.

Während sie hart und streng gewesen war gegen ihre Pflegetochter, ließ sie dem Knaben, sofern es von ihr abhing, in allen Dingen freien Willen. Man muß die Mädchen zum Gehorchen und Dienen, die Männer zum Herrschen und Befehlen erziehen, sagte sie, und ihr Einfluß hätte die nachtheiligsten Folgen für den Knaben haben müssen, wäre die Mutter eine Andere, und die Natur des Knaben nicht so gutartig gewesen. Er hatte von beiden Eltern die Herzensempfänglichkeit geerbt, und der frühe Tod des Vaters hatte

dieselbe in eine bewußte Liebe für die Mutter und die jüngere Schwester verwandelt. Begabte Kinder sind in der Regel viel reifer und viel entwickelter, als ihre Aeußerungen und ihr Handeln es im gewöhnlichen Lebensgange verrathen. Man wundert sich über ihre Einfälle, und beachtet darüber viel zu wenig die Tiefe des Gefühls und die Kraft des Verstandes, mit denen Kinder schon sehr früh bedeutende, für ihr ganzes Leben entscheidende Eindrücke in sich aufnehmen, festhalten und fortentwickeln.

Der Abschied des Vaters und seine Worte: „Versprich mir, für die Mutter zu sorgen!" hatten das ganze Wesen Hugo's für immer bestimmt. Von seiner frühesten Kindheit an, hatte er auf die Frage, was er einmal werden wolle, immer nur geantwortet: „Ich will für meine Mutter sorgen!" und je älter er geworden, je weiter die Erinnerung an die Person des Vaters im Allgemeinen sich in ihm verklärt hatte, um so deutlicher war jener Abschied in ihm lebendig geblieben, um so fester und bestimmter die Vorstellung in ihm geworden, daß er der geborene Beschützer seiner Mutter, seiner Familie sei.

Mit richtigem Sinne wußte die Baronin diese Empfindung als die Handhabe für seine Erziehung zu

benutzen, und selbst die Cousine wirkte auf ihre Weise zu demselben Ziele mit. Hugo's verständiger Lehrer suchte ihn daneben durch ernste Studien und ein gesundes Körperleben vor Verweichlichung zu bewahren, und die Thätigkeit der Mutter, wie die Geschäftsreisen der Tante, bei denen der Knabe sie oft nach ihrem Gute begleitete, verwiesen ihn zeitig auf die praktische Seite des Lebens. Er trieb mit dem Lehrer die nöthigen Wissenschaften, las mit der Mutter die Dichter, hörte von der Cousine alle Familiengeschichten der Provinz, war mit dem Jäger viel in Feld und Wald, wurde zeitig ein kühner Reiter und ein guter Schwimmer, und blieb, wenn er der Mutter bei ihren Rechnungen geholfen und manche ihrer Sorgen schon ernst mit ihr getheilt hatte, doch noch Kind genug, sich an den Tändeleien der Schwester zu ergötzen, phantastisch genug, an die Geheimnisse zu glauben, die sich in der Tannenburg, wie in den Schlössern des deutschen Ordens finden, und mit Schauern an die dunklen Thaten zu denken, die darin nach den alten Sagen begangen worden sein sollten.

So erreichte er sein siebenzehntes Jahr. Er war schon häufig und mitunter auf längere Zeit bei den Verwandten seiner Familie in der Stadt oder auf den

Gütern des befreundeten Adels gewesen und immer nur mit größerem Wohlgefühl nach der Tannenburg zurückgekehrt. So oft er in den neuen und manchmal prächtigen Schlössern gewohnt, so oft war ihm der Zauber deutlicher geworden, der sich an die alten Mauern seines Stammsitzes knüpfte. Die Dichtungen von Zacharias Werner, der lange in der Provinz gelebt hatte, die phantastischen Erzählungen Hoffmann's, von denen einzelne sich auch an diesen Norden des Vaterlandes knüpften, die ganze Richtung der damaligen Poesie, gaben der Jugend einen Zug zu dem Excentrischen, gaben ihr eine Vorliebe für die Poesie des Abentheuerlichen, und Hugo fühlte sich als etwas Besonderes, wenn er sich als den Herrn der alten Ritterburg betrachtete. Er liebte den Grund und Boden, er liebte das Schloß, die ihm von einer fernen Vorzeit, von fernen Ahnen sprachen, und aus dieser Liebe für sein Geschlecht erwuchs in ihm ganz folgerecht der Stolz auf dasselbe, der Adelstolz.

Aber dieser Stolz empfing in ihm eine Art von Verklärung. Was er von seinem Vater gehört, stellte diesen als einen Mann von makelloser Ehre, von tadellosem Wandel dar; das Leben seiner Mutter konnte allen Frauen als ein Muster vorleuchten, und wenn

die Cousine sich ihrer Irrthümer anklagte, so waren das Fehler, welche manch Anderer sich als Tugenden gedeutet haben würde. Verglich der werdende Jüngling diese Lebensläufe mit den Ereignissen und Thatsachen, die er im weiteren Kreise wohl geschehen sah, so mußte seine nächste Umgebung ihm als eine besonders edle und reine erscheinen, und diesen Adel, diese Reinheit in sich und in seinem Hause auch künftig aufrecht zu erhalten, wurde der Vorsatz und der Stolz des jungen Stammherrn.

Da er einst als Landwirth auf seinen Gütern leben wollte, so war es möglich, seine ganze wissenschaftliche Bildung zu Hause zu machen, bis er die Heimat verließ, um eine Universität zu beziehen, auf der er seine allgemeine Bildung vollenden sollte. Es war im Frühjahr und die Natur schon wieder lebendig, als er mit der Mutter aus dem Thore trat, um vor der Abreise einen letzten Spaziergang durch den Wald und an das Meer zu machen.

Das Gras stand schon wieder so hoch, daß es die welken Nadeln am Boden besiegte, und ihr fahles Braungelb sich nur noch hier und da zwischen dem frischen Grün erblicken ließ. Die großen hellen Blätter des Waldmeisters glänzten überall hervor, hier und da

nickten schon die Knospen der Schlüsselblumen an ihren weichen Stengeln, und die röthlichen, harzigen Spitzen der Tannen zeigten platzend die hellgelben Nadeln des jungen Schosses. Frisch zog der Wind über das Meer daher, und in wogender Fülle rollte das grüne Wasser, wenn es sich in der gehelmten Welle überschlagen hatte, silbern zerfließend auf den glänzenden, festen Sand des Ufers hin.

Die Baronin hatte am Arm des Sohnes, dessen schlanke Höhe die ihre noch weit überragte, den Wald durchschritten, nun setzte sie sich nieder auf die Bank, von der aus man den Strand und das Meer überblickte. Sie schwiegen beide, bis die Mutter ihn fragte, ob er sich wohl des Abends erinnern könne, an dem sie hier zum letzten Male mit dem Vater gestanden hätten.

Vollkommen deutlich erinnere ich mich desselben! versicherte der Sohn. Es war früher im Jahre und es lag an einzelnen Stellen noch Schnee hier herum, obschon das Meer bereits vom Eise frei war. Ich ging vor Euch her, der Vater trug die Schwester. Was Ihr gesprochen habt, weiß ich nicht mehr; nur daß der Vater uns küßte, und seine Rührung mir auffiel, das besinne ich mich genau. — Ueberhaupt, sagte

er nach einer kurzen Pause, ist mir mein ganzes kurzes Beisammensein mit unserem Vater sehr lebhaft im Gedächtniß. Nur eine sonderbare Vorstellung habe ich, die ich mit nichts Anderem in Verbindung zu bringen weiß, so daß ich oft glaube, es sei die Erinnerung an irgend einen lebhaften und wunderlichen Traum.

Und was ist das? fragte die Mutter?

Mir ist, sagte Hugo, als sei ich eines Abends in des Vaters Zimmer gewesen. Er saß an dem großen Schreibtisch und hatte viele Briefe oder Papiere um sich. Da trat Jemand herein, ich meine, es war ein Arbeiter, und brachte dem Vater einen Brief. Er öffnete ihn, las ihn, und ich hörte ihn einen Ausruf des Schreckens thun. Dann ging er im Zimmer umher, und auf einmal sah ich, daß er geweint haben mußte, denn er trocknete sich die Augen.

Und was wurde weiter daraus? fragte die Baronin, die ihm halb ungläubig zugehört hatte.

Das, was in meiner Erinnerung folgt, meinte Hugo, hat mich eben auf die Idee gebracht, das Ganze sei ein Traumgebild. Es kommt mir nämlich vor, als habe der Vater darauf in seinem Bureau eine Schieblade herausgezogen, an einer Stelle, an welcher ich, so oft ich auch neben ihm gespielt, nie eine solche

wahrgenommen hatte, und in diese Schieblade legte er den Brief hinein. Er zog dann aus derselben ein Kästchen heraus, in dem ein Bild war, das ich erblickt zu haben glaube, als er's gegen das Licht hielt. Das Bild betrachtete er lange, und dann verschwanden das Bild und die Schieblade zugleich, und ich habe sie nie wieder gefunden.

Hast Du sie denn gesucht?

Ja, oftmals, liebe Mutter! Als Du mich das Zimmer des Vaters beziehen ließest, und ich den alten Schreibtisch in Beschlag nahm, war die geheime Lade meine erste Sorge.

Es ist aber in der That gar keine solche Schieblade darin vorhanden, sagte die Baronin, ich kenne das Möbel genau. Der Vorgang muß auf Deiner Einbildung beruhen, denn Dein Vater und ich hatten nichts Geheimes vor einander, und ich weiß weder von einer geheimen Lade, noch von dem ganzen Ereigniß irgend etwas.

O, rief Hugo, daß jenes geheime Fach meine unwillkürliche Erfindung gewesen ist, das weiß ich jetzt schon längst, denn ich hätte es sonst in dem ersten Eifer der Besitzzeit nothwendig finden müssen; aber die Scene mit dem Briefe habe ich gewiß erlebt.

Die Mutter schüttelte zweifelnd das Haupt. Es war lange, ehe der Vater ins Feld zog, ich reichte noch nicht bis an seinen Tisch hinauf! sagte der Sohn, als wolle er der Erinnerung der Mutter zu Hülfe kommen; aber es fruchtete nichts.

Ich habe alle Papiere Deines Vaters durchsehen müssen, als ich ihn verlor, und nichts darin gefunden, was ich nicht ohnehin gekannt habe, sprach die Mutter. Nur eine Correspondenz habe ich nie gesehen, fügte sie nach einer Pause hinzu, und sie ist also von dem Vater selbst vernichtet worden. Er hat, ehe wir uns kannten, eine unglückliche Liebe gehabt . . .

Ich weiß es, liebe Mutter, sagte Hugo.

Wer hat Dir davon erzählt?

Zuerst die Cousine, aber das ist lange her.

Und später? fragte die Baronin, der man es ansah, daß jene Mittheilungen, welche Fremde ihrem Sohne gemacht hatten, ihr unlieb waren.

Später sprach mir unser Vetter Rosenberg davon, der mit dem Vater die Campagne des Jahres Sechs mitgemacht hatte.

Und was hat er Dir gesagt? forschte die Mutter lebhafter.

Der Sohn zögerte, endlich sprach er: Rosenberg

erzählte mir, als er kurz vor seinem Tode zum letzten Male hier war, daß der Vater in jener Zeit seine frühere Geliebte wiedergesehen, ein paar Wochen in ihrer Nähe verweilt habe, und daß er die Dame — Hugo stockte — daß ihre Liebe damals nicht erloschen gewesen wäre.

Das ist unwahr! rief die Baronin fest, ich erfuhr die Begegnung damals gleich durch Deinen Vater selbst. Er bemitleidete jene Frau, aber sie hatte längst alle Anziehungskraft für Deinen Vater und alle Macht über ihn verloren, als wir uns verbanden. Und in den Tagen, in denen er sie wiedersah, erwarteten wir die Stunde Deiner Geburt. Das war nicht der Augenblick, mein Sohn, in welchem Dein Vater Deiner Mutter vergessen konnte. Er wäre dann nicht er selbst gewesen!

Sie erhob sich, offenbar verletzt, obschon sie es zu verbergen strebte. Deine ganze Jugenderinnerung beruht auf einer gleichen Einbildung, sagte sie mit unverkennbarem Mißmuthe. Du meinst wie alle jungen Leute, in alten Schlössern müsse es Mysterien geben. Das aber ist der Zauber dieses Hauses, daß Alles in ihm klar und offen ist, und nichts darin, was sich zu scheuen hätte vor dem Tage. Erhalte auch Du uns

dieses Bewußtsein, laß es auch künftig also bleiben! — Sie schritt danach eine Weile schweigend neben dem Sohne her, und sprach dann von andern Dingen, bis sie das Haus erreichten, und sich in demselben trennten.

Der Tag schwand hin, wie alle solche Tage, welche der ersten langen Trennung von der Heimat und der Familie vorausgehen. Jeder war mit dem Scheidenden beschäftigt, und doch vermied man fast, mit ihm allein zu sein, aus Scheu, sich von der Empfindung des Abschieds überwältigen zu lassen. Am Abende, als er sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, ging er lange sinnend in demselben auf und nieder. Seine Gedanken weilten bald auf den stillen Jahren der Jugend, die er hier verlebt, bald schweiften sie mit frischem Fluge in die Zukunft; aber immer wieder kam er auf die Unterredung zurück, welche er mit der Mutter gehabt hatte, und dabei auf die Erinnerung an das verborgene Fach des Schrankes. Er konnte nicht glauben, daß seine ganze Erinnerung wirklich nur auf einem Traume beruhe, und doch hatte der Schrank kein geheimes Behältniß!

Aber als müsse er sich nun endlich und zum letzten Male dieser Thatsache versichern, um dann für immer

damit fertig zu werden, so lebhaft schloß er das Bureau auf. Er stand eine Weile davor, er sah die Stelle, an welcher nach seiner Ueberzeugung oben in der linken Seite einmal eine von den Verzierungsleisten aufgesprungen, und hinter ihr die Schublade sichtbar geworden war; indeß, er hatte früher oft an allen diesen Leisten herumgetastet, niemals hatte sich das Geringste daran verändert, auch jetzt mißglückte der Versuch, und eben wollte er ihn für immerdar aufgeben, als er gewahr wurde, daß die unterste Schieblade der linken Seite sich beim Schließen des Bureau's nicht fügte. Er stieß mit der Hand dagegen, sie gab nach, trat sogar ein paar Linien tief zurück, und in demselben Augenblicke fiel oben die Verzierung auf ihrem Niet hernieder, und die verborgene Schieblade lag vor ihm da.

So oft er sie zu finden gewünscht hatte, jetzt erschrak er vor dieser Entdeckung. Mit zagender Hand öffnete er den Deckel, er erwartete eine Menge Papiere und jenes Bild darin zu finden, aber es war nur ein einziger Brief vorhanden, und dieser enthielt nur wenig Zeilen. Sie schienen mit einer unsicheren Hand geschrieben und lauteten: „Seit vielen Wochen lag ich auf meinem einsamen Schmerzenslager, und habe mit Sehnsucht die Stunde erwartet, in der ich Dir jetzt

schreibe. Der Arzt sagt mir, daß meine Tage gezählt sind, und ich würde dem letzten derselben mit Gleichmuth entgegensehen, stände das arme Kind nicht an meiner Seite, das Deinen und meinen Namen trägt. Bei der Liebe, die Du einst für mich gehegt hast, bei unserem verhängnißvollen Wiedersehen, bei meiner Reue und bei Deinem eignen Vaterherzen beschwöre ich Dich, ihm ein Vater zu sein, wenn die müden Augen seiner Mutter sich geschlossen haben werden. Er hat dann Niemand in der Welt als Dich! Mein Glaube sagt mir, Du wirst ihn zu Dir nehmen; denn die todte Selma ist der Ruhe Deiner Familie nicht mehr gefährlich, und Du selbst hast mir das edle Herz Deiner Gattin gerühmt. Bis Du über ihn entscheidest, bleibt er hier, zögere mit der Entscheidung nicht. Und somit lebe wohl! Der Brief, wenn er in Deine Hände kommt, sagt Dir, daß ich nicht mehr bin.“ — Das Blatt war vom März des Jahres Zwölf aus Vernex am Genfersee datirt, und nur Selma unterzeichnet.

Sprachlos starrte Hugo die Zeilen an. Also war es dennoch wahr! Seine Mutter hatte sich oder ihn getäuscht. Jener Vetter hatte die Wahrheit gesprochen, es hatte sich noch während der Ehe seiner Eltern ein neues Verhältniß zwischen Selma und seinem Vater

gebildet, und es konnte ihm kein Zweifel darüber bleiben, er hatte einen Bruder.

Ein Gefühl des Schmerzes, das er sich selbst nicht deuten konnte, bemächtigte sich seiner. Das Leben seines Vaters, die Ehe seiner Eltern waren also nicht so idealisch, so ungetrübt gewesen. Was mußte sein Vater empfunden haben in der Stunde, in welcher er diesen Brief erhalten hatte! — Welchen furchtbaren Eindruck würde es auf die Mutter machen, erführe sie jemals, was der Vater ihr so streng verborgen! Wie war dieser Brief der Vernichtung entgangen? Was war aus dem Sohne seines Vaters geworden, als wenig Wochen später diesen der Tod auf dem Schlachtfelde ereilte? Wo war sein Bruder? — Eine quälende Unruhe bemächtigte sich seiner. Also dieses alte Schloß hatte doch auch seine Geheimnisse, auch das Leben seiner Familie, sein eigenes Dasein waren nicht so klar, wie seine Mutter das stets gerühmt hatte! Es that ihm wehe, wenn er an die Mutter dachte; dennoch fühlte er den Reiz, die Spannung, welche die Jugend gegenüber dem Geheimnißvollen stets empfindet, dennoch pries er die Gunst des Zufalles, die gerade ihm, dem jetzigen Haupte der Familie, dieses inhaltschwere Blatt in die Hände gespielt hatte. Was ihm dabei oblag,

was er zu thun hatte, stand im nächsten Augenblicke deutlich vor ihm. Der Friede seiner Mutter sollte nicht angetastet werden, er selbst aber mußte dem Geheimnisse nachforschen, und wenn er einen Bruder hatte, mußte er ihn finden, und im Sinne seines Vaters, als Haupt seiner Familie, für den jüngeren Bruder sorgen.

Zehntes Kapitel.

Für einen in dem engsten Familienleben und in der Einsamkeit erzogenen Jüngling war der plötzliche Uebergang in die Welt ein wichtiges Ereigniß und ein sicherer Prüfstein. Indeß die Veränderung tastete das eigentliche Wesen des jungen Mannes wenig an. Er nahm mit offenen Sinnen die neuen Eindrücke in sich auf, er gewann ein lebhaftes Interesse an der Kunst, er lernte sich freier im weiteren Verkehre bewegen, mit Einem Worte: er erzog sich im Laufe der Jahre zum gebildeten Manne; aber der innere Kern des Menschen war, wie das immer geschieht, durch die Eindrücke der ersten Erziehung bedingt und gestaltet worden.

Von Herzen freundlich und mittheilsam, schloß er

auf der Universität und auf seinen Reisen vielfache Verbindungen in allen Ständen, ohne deßhalb die hohe Werthschätzung seines Adels, und den Glauben an die besonderen Verpflichtungen aufzugeben, welche derselbe dem Edelmanne auferlege. Denn trotz der liberalen Bewegung, welche sich in der Mitte der zwanziger Jahre in Deutschland fühlbar machte, war die Zeit noch ruhig und jener Liberalismus bescheiden, genug, um einen Edelmann von Hugo's Ansichten in seiner Sicherheit nicht zu stören, und den feingebildeten Kavalier überall zuvorkommend gelten zu lassen, wo er sich in die bürgerlichen Kreise mischte.

Aber mitten in den Beschäftigungen für seine Ausbildung, mitten in den Zerstreuungen des Weltlebens hatte Hugo der Gedanke an das Geheimniß nicht verlassen, dessen Besitzer er zufällig geworden war. Kaum heimisch geworden in Berlin und auf der Universität, hatte er sich nach Selma und nach ihren Verwandten erkundigt, ohne daß diese Nachfragen ein genügendes Resultat geliefert hätten. Selma's Mutter war gestorben, auch den Prinzen hatte ein früher Tod hinweggerafft. Geschwister hatte sie nicht gehabt, ihre entfernten Angehörigen hatten sich ganz von ihr zurückgezogen, und waren zufrieden gewesen, nichts mehr von

ihr zu hören, nachdem sie Berlin verlassen hatte. Man sagte, und das stimmte mit Hugo's Nachrichten überein, sie hätte zur Zeit des ersten Krieges eine Weile in der Nähe des Hauptquartiers gelebt; aber in welchen Verhältnissen das geschehen, wußte man nicht, und die nachfolgenden Kriegsjahre waren nur zu geeignet gewesen, die Spur einer Frau aus dem Andenken ihrer Bekannten wegzulöschen, an die man ohnehin nicht erinnert sein wollte. Nur eine alte Freundin von Hugo's Vater wollte wissen, Selma habe einen jungen Franzosen, einen Maler geheirathet, der in einem Duelle den Tod gefunden, und sie sei nach der Schweiz gegangen. Von einem Sohne jedoch hatte sie nie gehört. Jener Herr von Rosenberg aber, welcher Selma Achtzehnhundertsechs gesehen, hatte sie ausdrücklich gegen Hugo als unverheirathet, als Fräulein von Weeding bezeichnet. Weder in den Registern der berliner Behörden, noch in dem Kirchenbuche von Vernex, wo sie nach ihrem Briefe zuletzt gelebt, ließ sich irgend etwas Bestimmtes erforschen; denn weder unter Selma's Familiennamen, noch unter dem Namen des jungen Malers war jene Dame in den Sterberegistern, oder ein Täufling in den Kirchenbüchern angeführt, und einen öffentlichen Aufruf zu

erlassen, oder die Hülfe der Gesandten und Ministerien anzusprechen, mochte sich Hugo aus vielfachen Gründen nicht entschließen.

Mit dem Fehlschlagen eifriger Bestrebungen erlischt gewöhnlich die Theilnahme an der Sache, welcher sie galten. Bei Hugo aber war dies nicht der Fall; nur, da er nichts ermitteln konnte, gab er sich allmälig dem Glauben hin, der Zufall, welcher ihm das Geheimniß enthüllt, werde ihm auch bei der weiteren Entdeckung günstig sein. Ja, er kam endlich zu dem fatalistischen Schlusse, wenn der Bruder ihm noch lebe, und eine Begegnung mit demselben zu ihrem gegenseitigen Glücke gereiche, so werde diese sich ganz ohne sein eigenes Zuthun machen. Er schalt sich zwar selbst für diesen thörichten Wahn, indeß es hat wohl Jeder ein Mal die Erfahrung gemacht, daß er sich auf die Macht des Zufalles, auf eine unbegreifliche und doch nothwendig gebotene Anziehungskraft der Menschen unter einander, oder auf sonst ein unverständiges Wunder verließ, wenn ihm das bequem oder schmeichelhaft erschien.

Darüber gingen die Jahre hin. Hugo hatte seine Studien und eine große Reise beendigt, die Verwaltung der Güter übernommen, und war bei dem jetzt

schon wesentlich erleichterten Verkehre mit dem übrigen Deutschland, auch hier und da wieder einmal nach Berlin und in die Welt gekommen, jedoch nur, um mit erneuter Lust auf seine Güter und in seine Familie zurückzukehren. Ein Gut, ein Haus, die, wie die Tannenburg jetzt durch eine Reihe von fast dreißig Jahren von ihren Besitzern wirklich bewohnt werden, erhalten, wenn man es so nennen kann, das historische Interesse der Gegenwart für die Bewohner und für den Fremden; denn nicht nur die Menschheit im großen Ganzen, sondern jede Familie und jeder Einzelne haben ihr historisches Recht und ihre historische Bedeutung.

Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Platz des Gartens und jeder Raum in dem Schlosse zeigten, daß liebende Vorsorge und liebende Erinnerung darin gewaltet, daß sinnige Menschen, auf einem Boden, der ihnen selbst ein historisch geheiligter war, Vergangenheit und Gegenwart durch ihr Leben zu vereinigen gestrebt hatte, und daß dann natürlich die Umgebung auch auf die Menschen nicht ohne Rückwirkung geblieben war.

Dabei waren die Tannenburgischen und die Remnitter Güter durch die verständige Verwaltung der

beiden Frauen zu einem bedeutenden Besitze und zu fast verdoppeltem Werthe gediehen. Hugo, der die vereinten Besitzungen als Majorat überkam, war dadurch schon zur Zeit seiner Großjährigkeit einer der reichsten Edelleute der Provinz, und die weise und selbstlose Sparsamkeit der Baronin hatte auch für die Tochter ein unabhängiges Vermögen gesammelt, das dieser einst zur Ausstattung dienen sollte.

Indeß, obschon Hugo großjährig und seine Schwester achtzehn Jahre alt war, hatte er an seine oder an die Verheirathung der Schwester kaum gedacht. Ja, wenn die Cousine einmal die Rede darauf gebracht, hatten die Baronin und ihre Kinder sich gefragt, wie es denn möglich sein werde, dieses gewohnte innigste Beieinandersein zu trennen, oder neue, fremde Persönlichkeiten in einen Kreis zu ziehen, der einander so vollständig genügte, daß man nirgend eine Lücke fühlte; und in der That konnte man kaum ein edleres Familienleben und trefflichere Frauen finden, als in der Tannenburg.

Die Cousine, trotz ihrer einundsiebenzig Jahre immer noch aufrecht und rüstig, schien, wenn sie in ihrer schwarzen Kleidung am Bogenfenster des großen Saales saß, recht eigentlich für diese Umrahmung und

für diesen Platz geschaffen. Sie hatte allmälig das ganze Regiment des inneren Hauswesens und die Details der äußeren Wirthschaft an sich genommen, und schaltete und waltete mit frischer Kraft wie in den Tagen ihrer Jugend, nur daß sie jetzt sich selbst und ihrer Bequemlichkeit vergaß, um es den Kindern, wie sie Hugo dessen Schwester und Louise nannte, im Hause angenehm zu machen.

Die Baronin ihrerseits ließ sie darin gern gewähren, denn ihre persönlichen Neigungen fanden ihre Rechnung bei der Muße, welche die Cousine ihr bereitete. Wenn diese immer noch mit geschäftigem Schritte und beobachtendem Auge durch die Hallen und Höfe ging, hier in kurzen Worten befehlend und tadelnd, dort gelegentlich mit einem Scherze ermunternd, aber überall wie ein Mann bestimmt und schnell, so weilte die Baronin in der Zurückgezogenheit ihres Arbeitszimmers oder im stillen Schatten des Gartens, je nach der Jahreszeit.

Ihr ganzes Wesen hatte eine eigenthümliche Richtung genommen. Nach den kurzen Jahren des Glückes, die sie an der Seite ihres Gatten verlebt, noch in der Blüthe der Jugend und Schönheit Wittwe geworden, hatte sie sich auch gänzlich der Wittwentrauer hinge-

geben und geweiht. Ihre Kinder zu erziehen in dem Andenken und nach dem Vorbilde ihres Gatten, sich selbst auszubilden und zu befestigen nach seinem Sinne, seine Gutseinwohner zu fördern, wie er es gethan, das hatte sie als die Bestimmung ihres Lebens, als die geistige Stütze angesehen, die es ihr möglich machte, ihr Dasein ruhig fortzuführen. Es war dabei keine Absicht und kein Schein, sie folgte nur der inneren Nothwendigkeit ihres Herzens.

Als das Trauerjahr vorüber war, hatte sie wie alle Anderen, die in jenen Tagen Leid zu tragen hatten, die schwarze Kleidung abgelegt, aber sie hatte es nicht über sich gewinnen können, jemals wieder helle Farben zu tragen, oder Schmuck und Zierrath anzuwenden. Obschon weit davon entfernt, sich von dem Umgange auszuschließen, der sich ihr in ihrer Nähe bot, hatte doch kein Zureden sie dahin bringen können, Trost und Zerstreuung in weiterem Menschenverkehr oder gar auf Reisen zu suchen. Sie hatte die Tannenburg nur verlassen, wenn irgend eine äußere Nöthigung sie dazu zwang, und war immer in kürzester Zeit dorthin zurückgekehrt. Dennoch konnte man sie nicht lebenssatt, und noch viel weniger trübe oder ohne Antheil schelten.

Mit dem wärmsten Eifer hatte sie die brieflichen Verbindungen festgehalten, welche sie während der Lebzeit ihres Mannes angeknüpft. Manche neue Beziehung war hinzugekommen, manch Trostbedürftiger hatte sich ihr zugewandt. Da man bei der Baronin immer eines richtigen Verständnisses, einer warmherzigen Theilnahme versichert sein konnte, so hatten viele Menschen ihre Herzensheimath in der Tannenburg, welche das Schloß und seine Besitzerin nie mit Augen gesehen hatten.

Dafür aber empfing die Baronin von den entfernten Freunden auch Anregungen und Mittheilungen aus den bewegten Kreisen des Lebens und der Welt, dafür brachte Jeder aus der Ferne ihr zu, was ihm Bedeutendes begegnete, und trotz ihrer anscheinenden Zurückgezogenheit führte sie ein so reiches geistiges Leben, wie es nicht viele Menschen sich zu schaffen wissen.

Wer sie zum ersten Male sah, den mußte der stille Ernst ihres Wesens überraschen; aber wer sie hören konnte, wenn ein liebevoller, edler Gedanke sie beschäftigte, wenn ein Werk der Kunst, der Poesie ihren Antheil rege machte, wenn die Freude an ihren Kindern sie erwärmte, der fühlte sich für immer ge-

fesselt von dieser stillen, ernsten Frau, der erblickte in dem Leuchten ihres Auges jene unversiegliche Jugend, welche eine edle Begeisterung dem Menschen verleiht, der liebte in ihr eine schöne Seele, in dem Wortsinne der früheren Zeit.

Hochverehrt von allen, die sie kannten, wurde die Baronin von ihren Kindern mit einer wahren Anbetung geliebt. Sie nicht zu betrüben, ihren Frieden nicht antasten zu lassen, hatte Hugo schon früh als seine Lebensaufgabe angesehen. Die Mutter war ihm das Ideal der Weiblichkeit, der Inbegriff des Heiligen und Schönen, und selbst die Cousine hatte sich gewöhnt, ihre Pflegetochter als ein besonderes Wesen zu betrachten, das man gewähren lassen müsse.

„Eine Frau,“ sagte die Cousine, „die unter meiner Erziehung doch bei ihrem stillen, innerlichen Leben geblieben ist, die kann nicht anders sein; und doch wollte ich bisweilen, sie wäre anders, sie wäre nicht so gut, und machte den Kindern das Herz nicht weich mit ihrer Liebe; denn zu viel Liebe ist gefährlich überall.“

Man konnte aber trotz dieses Ausspruches nicht sehen, daß die Zärtlichkeit der Mutter irgendwie nachtheilig auf die Kinder eingewirkt hätte. Hugo war, gewisse phantastische Neigungen abgerechnet, ein tüch-

tiger praktischer Mann, und die blonde Louise war das Leben selbst, der Liebling aller derer, welche sie kannten. Sie machte, von Kindheit an, den Gehülfen der Cousine in allen ihren Angelegenheiten; sie lebte mit der Mutter ein geistiges Leben, und vor Allem war sie die unzertrennliche Gefährtin des Bruders, der es oftmals liebevoll aussprach, daß sie nur den einen Fehler habe, seine Schwester zu sein, weil dies sie hindere, seine Frau zu werden. Keine Sorge, kein Schmerz, keine Leidenschaft, hatten Louise angetastet, nichts Unschönes oder Niedriges war ihr bisher genaht, und die daraus erwachsende sichere Zuversicht gab ihr einen sanften Zauber, der sich auf Alles um sie her verbreitete.

Ein Haus wie die Tannenburg, ein Menschenkreis wie der ihrer Bewohner, mußten Besucher und Freunde finden, und wie sie zu Anfang des Jahrhunderts durch die einsame Lebensweise des Barons berufen gewesen war, so hatte sie gegen den Anfang der dreißiger Jahre den Ruf der edelsten Gastlichkeit erworben, und Hugo's Verkehr mit seinen Altersgenossen in der Stadt und in der Umgegend, führte abwechselnd Gäste in das Haus, während er selbst oft Königsberg besuchte, und hier und da auch längere Zeit dort verweilte.

Eilftes Kapitel.

Bei einem solchen Aufenthalte in Königsberg war es, daß Hugo in einem befreundeten Hause einem Maler begegnete, dem ein bedeutender Ruf vorangegangen war, und dessen angenehmes Aeußere ihm auffiel. Die jungen Männer nannten ihn einen vortrefflichen Gesellschafter, die Frauen waren von seiner Liebenswürdigkeit eingenommen, obschon sie sich über seinen Hang zur Satyre beschwerten, und er selbst empfing alles Wohlwollen, das ihm zu Theil wurde, wie etwas, das ihm von Rechts wegen zukomme. Er war in der französischen Schweiz zu Hause, obschon seine hohe schlanke Gestalt, sein blondes Haar und seine blauen Augen ihm das Ansehen eines Deutschen gaben, und da seine Mutter eine Deutsche gewesen war, so sprach

er das Deutsche und das Französische mit gleicher Leichtigkeit.

An dem Abende, an welchem Hugo den Maler zuerst sah, hatte dieser den Frauen viel von seinem Leben in Paris, von der Juli-Revolution und von seiner begeisterten Theilnahme an derselben erzählt, und diesen Bericht mit den Worten geschlossen, es sei ein sehnlichster Wunsch von ihm, solche Tage des Umsturzes bald wieder einmal zu erleben.

Aber wo denn? fragte eine der Damen.

Oh! irgendwo! entgegnete er.

Diese leichtsinnige Antwort, in dem kecken Tone hingeworfen, der ihm eigenthümlich war, hätte in jedem Kreise auffallen müssen; sie hatten aber etwas um so Grelleres, als sie inmitten einer adeligen Familie gethan wurde, die den Revolutionen nichts weniger als geneigt war.

Um keine unangenehme Stimmung aufkommen zu lassen, that die Frau vom Hause selbst die vermittelnde Frage, welch ein Reiz für einen Künstler in dem gewaltsamen Umsturze bestehender Verhältnisse liegen könnne.

Ein großer Reiz! antwortete er, denn man ist nicht blos Künstler in abstracto, sondern man ist ne-

denbei eben auch ein Mensch, und hat bei solchem Drunter und Drüber immer die Genugthuung, daß irgend etwas unmenschlich Unvernünftiges zu Grunde geht, und die bisweilen trügerische Hoffnung, daß etwas Vernünftiges zum Vorschein kommt. Endlich aber ist es doch ein Augenblick voll Farbe, voll Leben, in unserer sonst so farb- und leblosen Zeit.

Hugo hatte ihm schweigend zugehört, und erwartet, daß man diese Behauptung zurückweisen werde; indeß man lachte dazu, und Selmar schien so sehr der Günstling der Gesellschaft zu sein, daß man ihn in seiner Weise unter allen Verhältnissen gewähren ließ. Darin lag etwas, das Hugo herausforderte, und mit einer ihm sonst fremden Schärfe sagte er: Herr Selmar spricht, als ob es für den Menschen kein Vaterland und keine Familie, als ob es nichts gäbe, woran man mit seinen Ueberzeugungen oder mit dem Herzen hinge.

Selmar wandte sich zu ihm, und ohne sich von dem Tone Hugo's reizen zu lassen, entgegnete er ihm: Sie haben sehr richtig gerathen, Herr von Wachstetten! Ich denke ganz, wie ich es sagte, und gehöre zu den seltenen Menschen, die kein Vaterland und keine Familie, keine unwandelbaren Ueberzeugungen und

kein irgend fesselndes Herzensbündniß haben. Da Viele dies für sich als ein Unglück ansehen würden, so gönnen Sie es mir, daß ich es als eine große Freiheit, ja, als eine gewisse Macht für mich empfinde. —

Als eine Macht? rief einer der Anwesenden, das ist neu!

Ja, als eine Macht; denn derjenige, der durch nichts gebunden ist, hat allein die Macht, seine Kraft ganz nach freiem Vermögen zu gebrauchen.

Erlauben Sie, daß ich Ihre Ansicht nicht theile! sagte Hugo mit wachsender Mißempfindung gegen den Maler.

Wie sollten Sie auch, entgegnete dieser gleichmüthig, Sie haben ja meine Erfahrungen nicht gemacht! — Er warf auch diese Worte in seiner Weise mit spielender Lippe hin; dennoch wollte es Hugo bedünken, als klinge ein schmerzlicher Ton daraus hervor. Das nahm ihm die Möglichkeit der harten Antwort, die er beabsichtigt hatte.

Ich weiß allerdings nicht, welche Erlebnisse Sie gehabt haben, sagte er, aber —

Die Erlebnisse thun hier jetzt nichts zur Sache, fiel ihm der Maler in das Wort, als in so fern,

daß sie zu Lebens-Ansichten geworden sind, und über diese läßt sich so wenig streiten, als über die Art des persönlichen Sehens. Ein Jeder hat für sich mit seinen Augen von seinem Standpunkte Recht. Lassen Sie mir die Ueberzeugung meines Auges, ich respektire für Sie Alle hier die Ihren, und bitte mich zu entschuldigen wenn ich es vorhin nicht gethan habe. — Er wandte sich damit von dem Kreise ab, und nahm als Partner älterer Personen an einem Whisttische Platz, von dem er sich erst erhob, als die Gesellschaft sich trennte.

Hugo war befremdet über das Verhalten Selmar's, mehr noch über die Nachsicht, welche man dafür hatte. Aber die Personen, mit denen er über den Maler sprach, waren ihm alle geneigt, und vollständig einig darüber, dem Künstler, den man bewunderte, dem jungen Manne, dessen Originalität die Gesellschaft unterhielt, gewisse Rücksichtslosigkeiten zu verzeihen. Vielleicht war es grade das, was Hugo's Gedanken in den folgenden Tagen mehrmals auf Selmar zurückführte, und so oft er sich seiner erinnerte, überraschten ihn die Gegensätze in der Erscheinung des Künstlers. Seine sanfte, fast weibliche Schönheit und die Schroffheit seines Auftretens hatten

etwas entschieden Unharmonisches, und die Sicherheit, ja, die an Uebermuth gränzende Zuversicht, mit der er nicht nur Duldung, sondern Beifall für seine Aeußerungen zu erwarten schien, verriethen daneben einen Trotz, der wieder in keinem Zusammenhang mit den einschmeichelnden Manieren zu bringen war, welche dem Maler, sobald er es wollte, offenbar zu Gebote standen. Dazu kam noch, daß Hugo sich durch Selmar's abfertigende Aeußerungen gereizt fühlte, und wie man einen geheimen Zug hat, das Häßliche, daß Unheimliche, das Gefährliche und Fremde, trotz einer inneren Abneigung, immer wieder anzusehen und zu versuchen, so fühlte Hugo ein Verlangen, dem Maler zu begegnen, um ihn in einem anderen Tone sprechen zu lehren.

Erst meinte er ihn bald wieder in der Gesellschaft zu treffen, dann, als dies nicht geschah, fiel es ihm ein, wie lange er schon gewünscht hatte, die Bilder der Mutter und der Cousine zu besitzen, und einmal auf diesen Gedanken gekommen, ging er sogleich nach Selmar's Wohnung hin.

Er fand den Maler nicht zu Hause; man nöthigte ihn aber, da derselbe bald wiederkehren würde, ihn in seinem Arbeitszimmer zu erwarten, und Hugo

nahm das an. Es standen der Thüre gegenüber ein paar Portraits auf Staffeleien, Bildnisse von Personen, welche Hugo kannte; sie waren ausgezeichnet getroffen und sehr edel aufgefaßt. Weiter im Hintergrunde des Ateliers lehnte ein großes Gemälde an der Wand. Es stellte ein Gefecht zwischen Fußvolk und Reiterei in einem Engpasse dar, den wild zerklüftetes Gestein gebildet hatte. Die düstern Felsmassen mit ihren Föhren und ihrem dunklen Gestrüpp, der graue schwere Himmel, das schäumende Bergwasser, das die Schlucht durchbrauste, hatten etwas sehr Melancholisches, die Leidenschaft und Verzweiflung der Kämpfenden eine furchtbare Wahrheit, und unwillkürlich fielen Hugo die Worte Schiller's ein: „Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge!"

Lebhaft von dem Bilde gefesselt, trat er näher heran und blieb plötzlich wie gebannt vor der Leinwand stehen. Der Offizier, der, mit gehobenem Degen vorwärts winkend, die Seinigen zum Durchbrechen der Feinde ermuthigte, indem er selbst sich mitten in sie hineinstürzte, der Offizier — Hugo konnte sich nicht täuschen, er konnte sich unmöglich täuschen, die Aehnlichkeit war zu groß — der Offizier war sein Vater, sein Vater in der Kleidung, in welcher ein altes Mi-

niaturbild ihn darstellte, das sich im Besitze seiner Mutter befand.

Er war noch unter dem Eindrucke dieser Ueberraschung, als der Maler eintrat. Aufgeregt ging Hugo ihm entgegen: Wie kommen Sie zu dem Bilde meines Vaters? fragte er.

Der Maler sah ihn mit Verwunderung an. Ich habe Ihren Herrn Vater nie gekannt und nie gemalt! sagte er gelassen.

So ist das Bild dort nicht Ihr Werk?

Freilich ist es das; aber was hat das mit Ihrem Vater zu thun?

Dort! jener vorstürmende Offizier, rief Hugo, jener Offizier ist das treue Abbild meines Vaters! Sie müssen ihn — Sie müssen sein Bild gesehen haben, fügte er verbessernd hinzu, da er sich sagte, daß sein Vater zwanzig Jahre todt, und der Maler offenbar nicht älter war, als Hugo selbst.

Ein solches Bild habe ich allerdings gesehen, ich erinnere mich aber nicht, daß es einen Herrn von Wachstetten dargestellt hätte.

Und wie nannte man ihn denn? Wo sahen sie es? wann?

Hugo's Leidenschaft fiel dem Maler als etwas

Räthselhaftes auf. Sie verlangen viel Auskunft auf einmal, entgegnete er mit leichtem Spotte. Meine Mutter besaß das Bild, und ich nannte es den Offizier, wenn ich es zu sehen forderte. Sie legte großen Werth darauf. Wohin es gekommen ist, weiß ich nicht, denn ich war kaum sieben Jahre alt, als meine Mutter starb, und ich würde mich des Bildes sicher nicht mehr erinnern, wäre es nicht das Einzige gewesen, daß ich bis zu jenem Zeitpunkte gesehen habe.

Ihre Mutter war ein Fräulein von Weeding, aus dem Hause Ritten? forschte Hugo plötzlich wie von einer Ahnung ergriffen.

Die Fragen Hugo's mußten dem Maler unberufen erscheinen, und mit kaltem ablehnendem Tone antwortete er: Der Name Weeding ist mir eben so unbekannt, wie irgend eine Thatsache, die sich auf das Bild des Offiziers bezieht, das sich mir zufällig in den Pinsel gedrängt hat, weil die Uniform, die ich zu malen hatte, mich an das Portrait erinnerte. Sonst, wie ich Ihnen sagte, weiß ich nichts davon.

Es entstand eine Pause, bis Hugo sich zu der Frage zusammennahm, ob es dem Maler möglich sein würde, in nächster Zeit die beiden lebensgroßen Por-

traits zu machen, welche er für den Ahnensaal in der Tannenburg zu haben wünschte. Selmar besann sich; die Aussicht auf eine angemessene und lohnende Arbeit kämpfte in ihm offenbar mit der Mißempfindung gegen Hugo, während dieser mit Spannung die Antwort erwartete.

Meine Zeit bis zum Frühjahr ist leider überbürdet mit Arbeit, sagte der Maler endlich zögernd.

So lassen Sie uns warten bis zum Frühjahre, rief Hugo, und Sie entschließen sich dann vielleicht, die Bilder bei uns in der Tannenburg zu malen. — Und als wolle er dem Künstler den Vorschlag noch annehmbarer machen, sagte er: Nach den Anstrengungen des Winters würde eine mäßigere Arbeit bei uns, am Meeresufer, in freier Natur, Ihnen sicherlich zu Gute kommen, während Sie den beiden Damen einen Dienst leisten, wenn Sie sie nicht nöthigen, der Bilder wegen in der Stadt zu leben. — Er sprach das mit freundlich eindringlicher Weise, er legte offenbar so großes Gewicht auf die Zustimmung des Malers, daß dieser davon eingenommen wurde.

Wenn die Damen selbst meine Arbeiten gesehen haben werden, und dann von mir gemalt zu sein wünschen, sagte er, so stehe ich Ihnen zu Diensten.

Der Preis, den man mir für ein lebensgroßes Bildniß zahlt —

Lassen Sie uns davon nicht sprechen! Den Preis werden Sie selbst bestimmen! rief Hugo, und es flog eine so dunkle Röthe über sein Gesicht, daß der Maler sich fragte, was diese neue Aufwallung des jungen Edelmannes bedeute.

Hugo wandte sich den fertigen Bildern zu, sie sprachen über dieselben, über Kunst im Allgemeinen, und worauf die Unterhaltung sich auch richtete, immer meinte Selmar in den Aeußerungen des Anderen eine gewisse Aufregung, ein gewisses Forschen und daneben eine Herzlichkeit herauszuhören, für die er keine genügende Ursache zu finden wußte. Sie trennten sich endlich mit dem Versprechen, sich bald wiederzusehen, obschon Selmar kaum wußte, ob ihm dieses Wiedersehen ein erwünschtes oder ein unbequemes sei.



Zwölftes Kapitel.

Mit ganz anderen Empfindungen dachte Hugo des neuen Bekannten. Er mußte mehr, er mußte Alles erfahren, was sich auf dessen Vergangenheit bezog. Indeß das war nicht leicht; denn trotz seiner Jugend und trotz der Heiterkeit, der er sich bisweilen überließ, war Selmar doch eine ernsthafte und in sich vollständig gefestete Natur. Stets geneigt sich an die allgemeine Unterhaltung und an die Gesellschaft hinzugeben, war er äußerst zurückhaltend im engeren persönlichen Verkehre, und während er gern und gewandt von seinen Reisen erzählte, von den Städten, von den Menschen, welche er gesehen, wußte Niemand irgend etwas Näheres von ihm und seinen Schicksalen zu sagen. Die Aeußerung über sein Alleinstehen, die er

am Abende des ersten Begegnens mit Hugo gethan, war die erste derartige Andeutung gewesen, welche man in dem Kreise von ihm vernommen hatte. Hugo fand sich dadurch nur zu höherer Theilnahme an dem Maler ermuntert; denn grade die Scheu desselben, über sein Leben und seine Familie zu sprechen, bestärkte den Baron in seinen Voraussetzungen, und da er aller Kälte und Abweisung Selmar's nur neue Freundlichkeit und neues Zutrauen entgegenbrachte, so gelang es ihm allmälig, die gewohnte Verschlossenheit desselben zu besiegen.

Hugo war um des Malers willen öfter und länger als er pflegte, in der Stadt gewesen, und hatte, als der Winter und mit ihm die geselligen Feste ihrem Ende genaht waren, manchen Abend mit Selmar in einem Weinhause zugebracht, in welchem dieser seine Nachtmahlzeit einzunehmen pflegte. Einstmals, als sie auch in dieser Weise noch spät beisammen waren, machte Hugo die Bemerkung, er habe dem Leben in Gasthäusern niemals, selbst als Student nicht, Geschmack abgewinnen können, und er fühle sich in solchen Lokalen erst dann einigermaßen behaglich, wenn die übrigen Gäste fortgegangen und er mit einem Freunde als die Letzten zurückgeblieben wäre. Selmar

scherzte darüber, und der Baron meinte, ihm gehe nichts über die Freiheit und Ruhe des eigenen Hauses, und wer diese einmal von Jugend an gewohnt worden sei, der müsse sie überall entbehren, wo sie ihm fehlten.

Selmar lachte. Was würden Sie denn zu einem Menschen sagen, der nie im eigenen Hause gelebt hat? der nichts auf der Welt sein eigen genannt hat, als die Dinge, welche er mit sich trug? fragte er.

War das Ihr Fall? rief der Baron, erfreut, daß Selmar der Unterhaltung solche vertraulichere Wendung gab, und dieser entgegnete: Ja, es war mein Fall! Dann schwieg er eine Weile und sagte darauf: Ich habe immer eine Art von Mißtrauen gegen die Personen gehabt, welche, statt sich einfach an die Gegenwart ihrer Mitmenschen zu halten, in deren Vergangenheit herumspähen, obschon das Untersuchen fremder Verhältnisse sehr verschiedene Gründe in den verschiedenen Charakteren hat. Dieses Mißtrauen haben auch Sie mir früher eingeflößt, Wachstetten, weil ich jene Neigung bei Ihnen als die Folge aristokratischer Vorurtheile ansah.

Hugo wollte sich dagegen vertheidigen, indeß der Andere ließ ihn nicht dazu kommen. Ich weiß alles

was Sie mir einwenden konnten, rief er, und war auch, so weit es Sie betrifft, wirklich im Unrecht. Sie haben die schöne Naivetät der Glücklichen, welche mit liebevollem Stolz auf eine Reihe von guten Vorfahren zurücksehen können, und Sie hatten mir gegenüber nur vergessen, daß nicht Jeder sich in solcher Lage befindet. Das ist ein sehr geringes Unrecht. Ich habe Ihnen auch, seit ich Sie näher kenne, die Neugier Ihres guten Herzens und guten Glaubens längst vergeben.

Dem Baron wallte das Herz auf, als er die Frage that, ob Selmar's Familienverhältnisse drückend gewesen wären.

Drückende Verhältnisse überwinden sich im Leben, und verklären sich in der Erinnerung, so daß man ihrer später oft gern gedenkt! meinte Selmar, indeß — er hielt etwas inne und fuhr dann sehr ernsthaft fort: Das, woran man sich nicht gewöhnen kann, ist, sich selbst ein Räthsel zu sein. Darauf schwieg er nochmals, und sagte endlich schnell: Ich weiß nichts, gar nichts über meine Herkunft und über meine Familie! Nichts! so gut wie nichts!

Wie ist das möglich! rief der Baron mit großer Spannung.

Es ist so seltsam als einfach. Meine Mutter war, wie ich glaube, schon Wittwe, als sie mich gebar; sie lebte mit mir in dem kleinen Orte Vernex am Genfersee und wär von früh bis spät, so weit mein Gedächtniß reicht, mit feiner Handarbeit beschäftigt Dann wurde sie krank und starb. Eine alte Frau, die uns bediente, war mit mir und dem Todtengräber allein an ihrem Sarge, und diese Frau blieb auch mit mir, oder ich blieb vielmehr bei ihr, nach meiner Mutter Tode. Wir zogen jedoch in ein anderes Haus, in dem wir ein schlechtes Bodenstübchen bewohnten. Nichts von den Sachen aus meiner Mutter Wohnung folgte uns dorthin. Meine Kleider wurden in die Kiste der Alten gepackt, und diese Kiste bildete von da ab das ganze Augenmerk derselben. Wir lebten den Sommer hindurch kärglicher als zuvor, und wenn ich mich deßhalb beschwerte, sagte die Alte mir, sie habe jetzt kein Geld mehr, aber die Mutter habe vor ihrem Tode an Jemand geschrieben, und der hätte geantwortet, er würde mich bald holen lassen und für mich sorgen. Sie wissen, wie Kinder gewohnt sind, Thatsachen hinzunehmen. Es fiel mir also nicht ein, nach dem Zusammenhange der Dinge zu fragen, die ich nicht verstand, ich glaubte sie. Nur als meine Pflegerin wieder

einmal von dem Manne sprach, der mich holen lassen werde, wollte ich wissen, wer das wäre, und erhielt die Anwort, daß stände alles in den Papieren, die im Kasten lägen, und wenn ich zu ihm käme, würde ich es schon erfahren. Jene Papiere, ein kleines zusammen gebundenes und versiegeltes Päckchen, gesehen zu haben, erinnere ich mich genau.

Und wo sind diese Papiere hingekommen?

Selmar sah eine Weile vor sich nieder. In einer Nacht schlug der Blitz in unser Haus, sagte er, es stand im Moment in Flammen. Wer mich geweckt, wie ich entkommen bin, das weiß ich nicht. Am Morgen lag das kleine Haus, eine elende Brandstätte, verlassen da. Meine Pflegerin war verbrannt, man begrub ihre Leiche unfern von meiner Mutter, und der Pfarrer des Ortes nahm mich bei sich auf, fremde Wohlthätigkeit erzog mich. An die Kiste und an die Papiere hatte ein Kind wie ich, natürlich nicht gedacht in solchem Augenblicke. Als ich in späteren Jahren danach fragte, wußte man nichts davon, und sie sind sicher auch verbrannt, da der Blitz in unserer Kammer zündete.

Er fuhr nach diesen Worten flüchtig mit der Hand über die Stirn und trank sein Glas Wein hinunter.

Es sind das stehende Bilder in meiner Phantasie; der Brand, die verkohlte Leiche der alten Frau, sagte er, ich habe es immer malen wollen, in der Hoffnung, es dann los zu werden, indeß es gelang mir nicht, und so mag es denn in mir verbleiben.

Er erhob sich bei den Worten und ging ein paar Mal immer auf und nieder, dann trat er zum Tische hin und sagte: Lassen Sie uns aufbrechen, es ist spät. Wie ich mich durch das Leben geschlagen habe, und wie dann wunderbarer Weise doch etwas aus mir geworden ist, das steht auf einem anderen Blatte und ist vergnüglicher. Davon ein ander Mal! — Er zog dabei den Ueberrock an, sie verließen das Weinhaus, Selmar sprach von anderen Dingen, und sie trennten sich bald an Hugo's unfern gelegener Wohnung.

Hugo war in der tiefsten Bewegung. Es war unzweifelhaft, er hatte in dem Maler den Sohn seines Vaters gefunden. Er hieß Heinrich wie Hugo's verstorbener Vater, man hatte ihm den Familiennamen Selmar nach dem Taufnamen seiner Mutter gegeben, er trug also, wie Selma in jenem Briefe geschrieben, ihren Namen und den des Barons vereint; in Berner hatte Selma zuletzt gelebt, es konnte nicht anders sein,

der Maler war sein Bruder. Und dieser jüngere Bruder hatte sein Leben im schweren Kampfe um das tägliche Brod, unter Fremden, unter Mühen und Sorgen hingebracht, während Hugo in dem Schutze der zärtlichsten Liebe, in einem Ueberflusse aufgewachsen war, der ihm für seine ganze Zukunft gesichert war.

Jetzt wußte er sich zu erklären, was ihn gleich Anfangs zu dem Maler hingezogen hatte, trotz der Verschiedenheit ihrer Meinungen, trotz der Schärfe und Bitterkeit in Selmar's Aeußerungen. Es war der unwiderlegliche Zug der Natur gewesen; und jetzt machte das Mitleid mit des Bruders Vergangenheit, wie der gerechte Wunsch, in der Zukunft für ihn auszugleichen, was sein Vater an Selmar versäumt, ihm den Maler nur noch theurer. Bald fragte sich Hugo in seiner Unruhe, ob es nicht die Pflicht eines wahren Rechtsgefühls sei, dem Bruder die Entdeckung mitzutheilen, seine Anerkennung durchzusetzen, und ihm den gebührenden Erbantheil zukommen zu lassen; bald wieder stieg ihm der Zweifel auf, ob er ein Recht habe, ein Geheimniß seines Vaters zu enthüllen, wenn dieser es der Mutter und der Welt so geflissentlich verborgen. — Er stellte sich vor, welchen Eindruck die Mittheilung auf seine Mutter machen würde, er

dachte an das Aufsehen, welches ein solches Ereigniß in dem ganzen Kreise der Bekannten und darüber hinaus hervorrufen mußte, und nicht gewohnt, sein Privatleben und die Verhältnisse seiner Familie irgendwie angetastet oder der Oeffentlichkeit in mißfälliger Weise Preis gegeben zu sehen, kam er endlich zu dem Entschlusse, das Geheimniß unter allen Verhältnissen aufrecht zu halten, dagegen für Selmar als für seinen Bruder zu sorgen, und in kürzester Zeit ein Testament zu machen, welches denselben auch nach dem Tode Hugo's sicher stellen sollte.

Die Vorurtheile, die Großmuth, und die phantastische Seite in der Natur des jungen Barons fanden dabei gleichmäßig ihre Rechnung, und er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, an dem er den Maler in die Tannenburg einführen konnte, was nach ihrer Verabredung gegen die Pfingstzeit hin geschehen sollte.

Während dessen wurde der Verkehr der beiden jungen Männer immer häufiger. Selmar wußte sich bedeutend und einnehmend genug, um die Anziehungskraft natürlich zu finden, welche er auf Hugo übte, und war doch angenehm berührt von der ungewöhnlichen Herzenswärme, welche der Baron ihm bewies.

So konnte es denn nicht fehlen, daß ein enges und aufrichtiges Freundschafts-Verhältniß sich zwischen den beiden jungen Männern bildete, daß die Familie Hugo's häufig ein Gegenstand ihrer Unterhaltung wurde, und daß auch der Maler endlich Verlangen trug, die Heimath seines Freundes kennen zu lernen.

Es war heller, warmer Mittag, als sie vor der Tannenburg den kleinen Hügel in die Höhe fuhren und mit dem vollen Anblick des Schlosses auch die unabsehbare Fläche des Meeres sich ihnen zeigte. Der Maler war angenehm überrascht, Hugo sehr bewegt, aber Beiden blieb keine Zeit für den Ausdruck ihrer Empfindung; denn emporsehend zu dem Balkon, den man in den letzten Jahren vor dem Mittelsaale des ersten Stockes angebaut hatte, gewahrten sie die drei Frauen, und eilten zu ihnen hinauf, sobald sie den Wagen verlassen hatten.

Leichtlebig und gewandt, fand Selmar sich in der Gastlichkeit des Schlosses, bei der gütigen Weise der Frauen augenblicklich wohl und heimisch; indeß Hugo schien dies nicht genug zu sein. Zum ersten Male kam ihm die Haltung seiner Mutter zu förmlich, der Ton der Cousine barsch, und das Betragen der Schwester scheu vor. Es that ihm wehe, daß man Selmar nicht

mit der Freude empfing, mit welcher er ihn unter dem väterlichen Dache sah. Er hätte gewollt, daß nur Einer ihm zugerufen: Hier gehörst Du her! nun bist Du im Hafen! daß eine Hand sich ausgestreckt hätte, ihn zu halten, daß die Arme sich geöffnet hätten, ihn willkommen zu heißen. Und weil dies alles nicht geschah, so suchte er selbst durch seine Zärtlichkeit zu ersetzen, was Selmar nach Hugo's Meinung vermissen mußte.

Dieser hingegen fühlte sich behaglich und frei. Zwar fielen ihm, und mehr noch den Frauen, die Hast und die Aufregung Hugo's auf, aber man schob es auf die Ankunft des Freundes, und der Tag verging, wie solche erste Tage immer zu vergehen pflegen, mit dem Besuchen der Gegend, dem Durchwandern des Schlosses, mit dem Annähern der Personen. Am Abende, als die Frauen sich zur Ruhe begeben hatten, blieben die Männer noch auf dem Balkon zurück. Es war sternenhell, und ein lichter Schimmer am Horizonte bezeichnete schon die Stelle, an welcher der Mond aus dem Meere emporsteigen sollte. Nur ganz leise hauchte der Wind durch die Tannen, und mit dem sanften, verrinnenden Anschlag der Wellen, wehte eine frische Kühle vom Meere heran. Da glänzte es auf in leuchtendem Scheine, ein purpurrother Dunstkreis am

letzten Rande des Wassers! Langsam trat es wie ein großer Feuerball hervor, bis sich das Licht heller und heller verklärte, und endlich die volle Scheibe des Mondes leicht und silbern in dem blauen Aether schwamm, Klarheit und Schönheit verbreitend über die kaum hörbar hinströmende Meeresfluth.

Es war ein Anblick, der zur Feier zwang, und die Freunde standen schweigend da in seinem Genusse. Endlich, als der Mond schon anfing, seine Strahlen über den Wald zu ihren Füßen zu werfen, sagte Selmar: So schön habe ich mir die Nacht des Nordens nicht gedacht. Es ist etwas Großes darum, von Jugend an in solcher Natur zu leben, eine solche Umgebung sich für alle Zeit gesichert zu wissen; und ich begreife jetzt wohl, warum Du mir und ich Dir so oft unverständlich gewesen in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. Der Mensch ist das Produkt, das Abbild der Natur, in welcher er erwächst, wenn das Leben ihm nicht sein Gepräge abschleift. Du bist noch heute sanft und ernst, klar und geheimnißvoll wie diese Nacht Deiner Heimath! Wohl Dir!

Und wieder einmal tönte es wie eine leise Klage aus des Malers Brust hervor. Hugo, der Empfindung nachgebend, welche ihn schon den ganzen Tag bewegt

hatte, rief: Und was hindert Dich, diese Natur mit mir zu genießen, hier zu leben, hier immer zu weilen wie ich? -- Sieh! fuhr er fort, ich besitze alles, was ich mir wünschen kann. Eine zärtliche Mutter, den Inbegriff alles Edeln, das im Weibe lebt. Ich habe die Erinnerung an den besten Vater, eine Schwester, die ich liebe, wie ich vielleicht kaum jemals ein anderes Mädchen lieben werde. — Er hielt inne, dann sagte er: Ich bin reich, wirklich reich, mein Freund! durch die Sparsamkeit meiner Mutter, durch die Großmuth der Cousine. Nur ein Bruder hat mir gefehlt; nur nach dem Bruder, dem angebornen Freunde, habe ich mich gesehnt, so lange ich denken kann. Gieb Du mir, was mir fehlte, nimm Du mich an als Deinen Bruder — denn ich bin es Dir!

Er umfaßte mit den letzten Worten des Malers Schulter, der ihn an sich zog. Bleibe bei mir, bat Hugo, oder gehe auch fort, wenn Du das willst; nur denke, daß hier auch Deine Heimath ist, denke, daß Du einen Bruder hast, dem es ein Glück ist, Dir Freiheit von jeder materiellen Sorge bieten zu können. Und versprich mir, daß Du den Weg hieher unter keinem Verhältnisse zu finden verlernen willst.

Selmar fühlte sich überwältigt. Du guter Mensch,

sagte er, und die Stimme wollte ihm den Dienst versagen; aber er war nicht gewohnt, sich nachzugeben, und sich aufrichtend, bot er Hugo die Hand.

Ja, Du sollst mein Bruder sein! sagte er fest. Ich will zu Dir kommen mit meiner Freude und mit meinem Leid, und wenn ich mir nicht schaffen kann, was ich bedarf, so will ich's von Dir fordern! Mehr kann ein Mann dem andern nicht versprechen! setzte er mit Stolz hinzu, bist Du damit zufrieden?

Ja, vollkommen! rief Hugo, und das Bündniß war geschlossen.

Dreizehntes Kapitel.

In den ersten Tagen klang die Erinnerung an diese Scene noch in den jungen Männern nach, dann aber stellte das Gleichgewicht sich wieder her, und man fing an, von den Bildern zu sprechen, welche Selmar zu malen übernommen hatte. Er bat sich dafür aber noch Zeit zum Ueberlegen aus.

Da nichts mich von hier fortdrängt, sagte er freundlich zu Hugo, so gewährt mir Muße, mich erst recht in das Wesen der Damen einzuleben. Die Bilder gewinnen dadurch, und das um so mehr, als ich mich von der angestrengten Arbeit des Winters und des Frühjahrs etwas müde fühle, und erst ausruhen möchte. Es ist seit Jahren das erste Mal, daß ich es kann.

Hugo war das gern zufrieden, und da er im Ge-

gensatze zu Selmar im Laufe der letzten Monate seinen eigenen Beschäftigungen weniger pünktlich obgelegen hatte, weil er so viel in der Stadt gewesen war, so machte er sich jetzt daran, das Versäumte nachzuholen. Daß er nun emsig arbeitete und Selmar in seinem Hause feierte, that ihm sehr wohl, und niemals hatte er mehr Eifer für seine Wirthschaft gezeigt, niemals mit größerer Energie an das Erhalten und Erwerben gedacht, als eben jetzt.

Es freute ihn, wenn Selmar statt seiner die Frauen begleitete, wenn er ihnen von seinen Reisen erzählte, wenn er ihnen, Jeder auf ihre Weise, immer angenehmer wurde. Auch die beiden Freunde fanden sich in der neuen Umgebung und nach dem beschworenen Bündniß in eine neue, sie selbst überraschende Lage zu einander versetzt. Selmar, welcher den jungen Baron in der Stadt immer nur müßig und den augenblicklichen Stimmungen leben gesehen, war ganz erstaunt, hier auf der Tannenburg einen so tüchtigen Landwirth, einen so arbeitsamen Mann in ihm zu finden. Er kam ihm dadurch energischer, ihm ebenbürtiger vor, während Hugo mit Freuden sah, wie willig und behaglich der Freund sich dem Zauber des Familienlebens hinzugeben vermochte, wie dankbar er die kleinen Liebesbeweise

aufnahm, welche die Frauen täglich in das Leben zu legen wußten. Und wie Hugo in den Augen des Malers, so gewann dieser in Hugo's Schätzung noch einen höheren Werth, seit sie im engen, täglichen Verkehre aufeinander angewiesen waren, so daß der Gedanke dauernden Beisammenlebens sich Beiden mehr und mehr als etwas Erwünschtes und Sicheres darzustellen begann.

So vergingen einige Wochen, ehe Selmar den Vorschlag that, sich an die Arbeit zu machen. Du hast mir, sagte er zu Hugo, die Bestimmung über die Art der Portraits frei gegeben, und nun ich die Sache reiflich überlegt habe, möchte ich dich bitten, daß du nicht nur die Cousine und die Mutter, sondern auch deine Schwester von mir malen lässest. Ich würde in diesem Falle die drei Frauen in einem Bilde vereinen, das nach meiner Auffassung dadurch in doppeltem Sinne zu einem historischen Portrait, oder zu einem historischen Bilde werden würde. Nicht nur die drei großen Typen der weiblichen Natur, die Greisin, die Mutter und das Mädchen, stellen sich mir in den drei Frauen dar, so oft ich sie sehe, sondern jede von ihnen ist für mich zugleich in ausgesprochensten Zügen das Bild der Zeit, welcher sie angehören. Ich finde in ihnen den Typus der barocken und doch tüchtigen Zopf-

zeit, den Typus der Gefühlsepoche, und endlich das Bild unserer frischen, gesunden Gegenwart; und ich glaube, wenn du mir freie Hand lässest, so stelle ich dir ein Gemälde hin, das noch Kind und Kindeskinder in der Tannenburg erfreuen soll.

Hugo war augenblicklich damit einverstanden, auch den Damen sagte der Vorschlag zu. Die Cousine, welche Anfangs keine rechte Lust gehabt, in einem Bilde zu figuriren, wie sie es nannte, ließ es sich nun besser gefallen, da sie nicht allein auf demselben dastehen sollte, und Louise hatte eine wahrhafte Freude an dem Gedanken, mit der Mutter und der Cousine zusammen, in einem Bilde auf die Nachwelt zu kommen.

Selmar machte sich nun sogleich an die Arbeit, und da er bei den Sitzungen bald die drei Frauen vereinte, bald nur eine derselben zu kommen nöthigte, so wurde er mit allen noch schneller bekannt, allen noch schneller vertraut, als es ohne dieses Beisammensein geschehen sein würde. Die Cousine besonders hatte ihm bald ihre Gunst geschenkt. Ihr sagte es zu, wenn er von den mancherlei Nöthen und Verwicklungen seiner Vergangenheit erzählte. Der kecke Lebensmuth, die Selbstgewißheit, mit welcher er sich überall Bahn gebrochen, die Leichtigkeit, mit der er

sich in peinliche Verhältnisse geschickt, wenn die Noth es gefordert, immer gewiß, im schlimmsten Falle sich doch gewaltsam frei machen zu können, waren recht nach ihrem Sinne. Sie versicherte oft, so würde sie es in gleichen Verhältnissen auch gemacht haben, und wenn die Baronin hier und da bedenklich meinte, daß solch ein Leben doch unvermeidlich manche zarte Blüthe des Herzens geknickt, manche Saite des Gemüthes verstimmt haben müsse, so rief die Cousine dazwischen, ob es denn bloß Rosenstöcke und Veilchen in der Natur geben solle, und ob solch ein ehrlicher Tannenbaum, wie er draußen vor den Fenstern stehe, nicht prächtig anzusehen sei, mit dem warmen grauen Moosbehang und mit seiner tief geborstenen Rinde auf der Wetterseite. Glaubt mir! sagte sie, unter solchem wetterfesten Baume wohnt sich's gut; denn der hält vor, wenn die Rosen und Veilchen vorüber sind. Der Selmar, das ist recht ein Mann für eine Frau, und wenn solch Einer mir begegnet wäre, als es Zeit war —

Nun? was dann? fragte Louise lachend.

Dann säße ich vielleicht nicht hier! antwortete die Cousine in gleicher Weise.

Durch solche Anlässe wurde es Mode in der Familie, über die Liebe der Cousine für den Maler zu

scherzen. Sie ließ es auch ruhig geschehen, wenn Hugo behauptete, sie trage ihren großen Halskragen jetzt noch viel stattlicher, sie frisire ihren grauen Scheitel jetzt ganz besonders, sie putzte sich eigens für Selmar. Sie hatte kein Hehl, daß sie sich gern von ihm führen ließ, so fest sie sonst darauf gehalten, keiner Stütze zu bedürfen; und daß sie ihm gegenüber frei von der Leber weg sprechen konnte, wie sie es nannte, daß er selbst gelegentlich ein dreistes Wort, einen dreisten Scherz wagte, das war ihr vollends angenehm.

Laßt uns beide ordinären Menschen nur zusammen gehen, sagte sie heiter, ich werde wieder jung in Selmar's Gesellschaft; denn so lieb ich Euch alle habe, im Grunde seid Ihr mir viel zu fein und viel zu edel, und seine Weise paßt besser zu mir.

Aber je länger er in der Tannenburg verweilte, desto ernster wurde Selmar. Auch er verkehrte gern mit der Cousine und hatte seine Freude an ihrer Sonderartigkeit; indeß sein ganzes Wesen schien sich in der Nähe der Baronin und ihrer Tochter verwandelt und erweicht zu haben. Er, der es einst als einen Vorzug angesehen, einsam auf sich selbst gestellt zu sein, er empfand in diesem Hause zum ersten Male den Zauber des Familienlebens, der Familienliebe, und

mit jedem neuen Tage, an welchem er desselben genoß, fühlte er deutlicher, was ihm bis dahin gefehlt hatte, was er fortan immer und überall vermissen werde. Vergebens tröstete er sich damit, daß nichts ihn fortzugehen zwinge, daß Hugo nichts sehnlicher wünsche als sein Bleiben, der Verstand hielt seinem Freunde die Unmöglichkeit davon vor.

Er mußte malen, arbeiten, hier in der Einsamkeit konnte er nicht dauernd weilen. Hugo war daneben sechsundzwanzig Jahre, und Selmar hörte es von Allen, wie sehr man seine Verheirathung wünschte. Was sollte er in der Tannenburg, wenn der Freund ihn nicht mehr vermissen, wenn ein geliebtes Weib Selmar's Platz in Hugo's Herzen eingenommen haben würde? — Er schalt sein Verlangen, in diesem Kreise zu bleiben, eine Schwäche, er wollte das Bild beenden, so bald als möglich, um sich nicht noch fester in die süße Gewohnheit des Familienlebens zu verstricken, er ging mit erneutem Eifer an die Arbeit, und fühlte doch allen seinen Muth erlahmen, wenn er gewahrte, daß sie sich der Vollendung nahte.

Zum ersten Male fand er sich in solchem Zwiespalt mit sich selbst, und sein gesunder Sinn kämpfte vergebens nach der Herrschaft. Die Baronin, stets acht-

sam auf die Personen in ihrer Umgebung, sah es augenblicklich, was in ihm vorging. Weit davon entfernt, wie die Cousine, des Malers Vergangenheit beneidenswerth zu finden, hatte sie das Bestreben, ihn mit ihrer Freundschaft und Theilnahme für die entbehrte Mutterliebe zu entschädigen, und sie selbst fühlte sich überrascht von der Innigkeit, mit welcher sein Herz sich ihr erschloß, mit welcher er ihr Entgegenkommen aufnahm. Wie die Cousine seine Energie, so rühmte die Baronin sein reiches Gemüth, und Hugo schwelgte in diesem Lobe seines Freundes. Es war, als ob er die Seinen um Selmar's willen noch mehr liebte, als ob er durch eine noch größere Zärtlichkeit die Schwester dafür entschädigen wollte, daß er der Liebe zu einem Bruder Raum in seinem Herzen gegeben habe. Seine Aufmerksamkeit für Louisens Wünsche, seine Rücksicht für sie gewannen dadurch den Anstrich der Galanterie, seine Herzlichkeit bekam fast etwas Leidenschaftliches, und das ganze Zusammenleben der Familie hatte einen erhöhten Gehalt, einen größeren Reiz, mehr Bewegung und Spannung erhalten, seit Selmar dazu gekommen war. Auch machte man von allen Seiten die verschiedensten Plane, ihn fest zu halten. Er sollte freilich alljährlich reisen, und wenn er es nöthig hatte,

im Sommer den Süden besuchen, oder den Winter in einer der großen Städte verleben; aber immer und immer wieder sollte er hieher zurückkommen, immer sollte er hier die Freunde seiner wartend, die Heimath ihm bereitet finden. Indeß je mehr die Familie sich diesen Planen hingab, um so trüber wurde Selmar, um so weniger schien er Freude daran zu finden, oder an ihre Verwirklichung glauben zu können.

Eines Abends, im August, als die Tage schon kürzer wurden, hatte man sich, auf dem Balkon sitzend, in ähnlicher Weise unterhalten. Selmar hatte mit glühenden Farben die Reize des Südens geschildert, Alle hatten Theil daran genommen, dann hatte man sich getrennt, und nur Louise war noch mit ihrer Arbeit zurückgeblieben.

Drinnen im Saale, der Thür gegenüber, brannte das Feuer im Kamine, die Lampen auf dem Sims desselben waren angezündet, und mechanisch hatte Selmar sich in einen der Sessel niedergelassen, die Zeitungen zu lesen. Aber er überflog die Spalten, ohne zu wissen, was er las. Plötzlich blickte er auf, die Cousine, welche oben in der Ecke des Saales gesessen hatte, war hinausgegangen, er war allein, und mit einer unwillkürlichen Bewegung ließ er das Blatt,

der Verstellung müde, sinken und wollte einen Ausruf des Schmerzes laut werden lassen, als er Louisen noch auf dem Balkon gewahrte. Er unterdrückte seine Empfindung und ging zu ihr hinaus.

Es war kühl geworden, durch ihre weichen blonden Locken wehte der Wind, sie schien es aber nicht gefühlt zu haben, denn sie saß noch ruhig in dem Sessel da, in welchem Selmar sie verlassen hatte. Den Kopf auf die Hand gestützt, schaute sie hinaus auf das Meer, über dem der Nebel aufstieg und sich mit den farblosen, dunkeln Wolken zu einer grauen Masse verwebte und verdichtete, durch welche nur noch hier und da wo der Wind sie theilte, der gelbe Schein des Sonnen-Unterganges sichtbar wurde. Trotz der halben Dunkelheit konnte man an Louisens Haltung ihre innere Traurigkeit erkennen, und dieser Anblick traf den Maler weil er seiner eigenen Stimmung entsprach. Er hatte sie davor warnen wollen, sich dem kalten Nebel auszusetzen, jetzt schwieg er und blieb neben ihrem Sessel stehen. Auch sie regte sich nicht, sie wußten Beide nicht das Wort für ein Gespräch zu finden, und hatten doch bis zu dieser Stunde so fröhlich und arglos mit einander verkehrt. Aber je länger Selmar neben Louise stand, desto mehr bemächtigten sich Unruhe und Qual

seines Innern. Er sah die blonden Locken, wie sie auf den Nacken und die Schultern niederflossen, er sah die feine Gestalt in dem weißen Gewande — und bald, sehr bald sollte er sie nicht mehr sehen. Das war so einfach, so unerläßlich, und doch erschien es ihm als eine Unmöglichkeit, als unbegreiflich. Ohne daß er's wollte, seufzte er.

Louise wandte sich zu ihm. Wie früh es Nacht wird, und wie kühl es ist! sagte sie, als werde sie Beides erst in dem Augenblicke gewahr.

Ja, es wird Herbst, die Blätter fallen von den Bäumen! entgegnete er, und obschon er eine gewöhnliche Bemerkung gemacht zu haben meinte, hörte er selbst die Schwermuth seines Tones.

Selmar! rief Louise, und eine Angst, die sie nicht verbergen konnte, zitterte in ihren Worten, warum sagen Sie das?

Weil ich an meine Abreise zu denken habe! antwortete er mit Selbstbeherrschung. Sie erwiderte ihm nicht darauf. Einen Augenblick stand sie noch neben ihm. Dann wandte sie sich ab. Kommen Sie, sprach sie, es ist kalt, wir müssen die Thüren schließen. Sie ging voran, er folgte ihr. Sie sah ihm zu, wie er die Thüren zumachte, sie selbst zog die Vorhänge zu-

sammen, Keiner von ihnen sprach ein Wort. Dann verließ sie den Saal, und er blieb allein zurück.

Aufgeregt und beklommen ging er die ganze Länge des Gemaches auf und nieder. Wie soll das werden? fragte er sich, wie soll ich sie entbehren? Wie darf ich sie verlassen? — Nie zuvor hatte er so klar empfunden, daß es nur Louise sei, welche ihm das Scheiden so bitter mache, und jetzt mit einem Male fühlte er die schmerzliche Leidenschaft in seiner und in ihrer Brust, und wunderte sich doch nicht, daß er sie fühlte, weil sie schon Eins geworden war mit seinem Leben.

Das Feuer flackerte hell und ruhig auf dem Roste, die Lampen beleuchteten das ganze Gemach. Die ehrwürdigen hochlehnigen Sessel, die uralten Schränke, der riesige kunstvoll geschnitzte Mantel über dem Kamine sahen herrschaftlich, reich und feierlich aus. Die gewappneten Ritter, die betreßten Barone, die bepuderten Freifrauen schauten gravitätisch von den Wänden hernieder. Sie hatten alle hier gelebt, sie gehörten alle zusammen, sie schienen ihn zu fragen: Wie kommst Du denn hieher? Wem gehörst Du an? Wo bist Du zu Hause? — Eine bittere Wehmuth und zugleich ein grimmer Zorn kamen über ihn. Er, der sie immer verachtet, die Bande der Familie, er, der so stolz

gewesen war, ganz auf sich selbst zu stehen und ganz allein zu sein, er fühlte zum ersten Male seine Einsamkeit als einen Fluch und als ein Unglück. Aber das dauerte nicht lange; denn als er sich zurückwandte, den oft wiederholten Gang durch den Saal anzutreten, da fiel sein Auge auf das Bild der Frauen, auf sein eigenes Werk, und voll stolzen Selbstgefühls richtete er sich empor.

Auch ich habe einen Namen! sagte er, und der Name, den ich habe, ist ganz mein eigen. Eine Heimat will ich für uns finden — und alles Andere habe ich in ihr. —

Schnell, wie die Phantasie des Künstlers arbeitet, erstanden die Bilder einer glücklichen Zukunft vor seinem Geiste. Diese Mutter, welche ihn wie ihren Sohn behandelte, dieser Bruder, der sich ihm selbst angelobt, konnten ihm die Geliebte nicht verweigern. Freilich kannte er die Vorliebe und den Stolz, mit welchen sie auf die Reinheit ihres Namens, auf den alten Ursprung ihres Hauses hielten; aber sie hatten solche Verehrung vor der Kunst, so idealistische Begriffe von dem Recht der Liebe, daß es ihm ein Frevel schien, an dem Freunde oder an dessen Mutter auch nur zu zweifeln. Nur den Einfluß der Cousine meinte er

fürchten zu müssen. Diese also mußte er zu erforschen, zu gewinnen suchen, und während er noch überlegte, wie er dies anfangen sollte, trat Hugo in das Zimmer.

Er wunderte sich, Selmar allein zu finden, und fragte, was derselbe getrieben habe.

Ich habe dagesessen und gegrübelt, sprach der Maler, der alte Saal macht träumerisch.

Und woran dachtest Du? Das Grübeln ist sonst Deine Art nicht.

Der Maler schwieg einen Augenblick. Es trieb ihn, die Wahrheit zu sagen, dem Freunde Alles zu gestehen, und von ihm eine schnelle Entscheidung zu begehren. Aber als er das Wort aussprechen wollte, hielt ihn eine innerlich abmahnende Stimme davon zurück, und ausweichend sprach er: Ich dachte an Euer Familienleben, an Euer schönes, festbegründetes Dasein in diesem Schlosse, und ich freute mich Deiner ganzen Lage.

Ja! rief Hugo, wir haben wirklich seit Jahren einen so ungetrübten Frieden genossen, daß mich oft die Melancholie des Glücklichen überfällt. Ich sehe unser jetziges Leben als ein vollendetes Glück an, dem jedes Mehr und jedes Weniger schaden würde. Und da nichts in der Welt sich lange auf einem solchen

Gipfelpunkte erhalten kann, so frage ich mich häufig mit wahrer Angst: Von welcher Seite wird die Störung kommen? Wer wird hingehen von uns? Wer zuerst diesem lieben Verbande entrissen werden?

Nun, ohne es in Deinem pathetischen Sinne zu nehmen, denke ich, das wird Deine Schwester sein! sagte Selmar.

Louise! rief Hugo, wie kommst Du darauf?

Mich dünkt, das liegt nahe genug! entgegnete der Maler. Du kannst doch unmöglich wünschen, daß sie immer bei Euch, immer nur Tochter und Schwester bleiben solle.

Der Baron wurde ernsthaft. Selmar, sagte er nach kurzer Pause, Du bist ein schärferer Beobachter als ich; was weißt oder was meinst Du von meiner Schwester?

Ich sprach nur eine ganz natürliche Behauptung aus! erwiderte Jener.

Nein! rief der Baron, es liegt etwas Anderes in Deinen Worten. Mir selbst ist es aufgefallen, daß Louise nicht mehr dieselbe ist. Sie ist schweigsam und ernst, sie ist seit kurzer Zeit, ich möchte sagen, reifer geworden. Dabei finde ich sie bald reizbar, bald theilnahmlos, zuweilen traurig. Jetzt eben sah ich,

daß sie geweint hatte, und als ich sie um den Grund ihrer Thränen fragte, antwortete sie mir, das Fallen der Blätter, das Nahen des Herbstes habe sie traurig gestimmt. Neulich schon kam mir der Gedanke, Louise trage eine verschwiegene Liebe in sich; aber so weit ich umher sah unter unseren Bekannten, fand ich Niemanden, dem sie gelten könnte.

Als ob ich nicht da wäre! sagte der Maler, hinter dem Scherze seine Bewegung verbergend.

O, Du! rief der Baron arglos lachend, Dich liebt ja schon die Cousine! Und plötzlich ernsthaft werdend, fügte er hinzu: Aber wie kamen wir denn überhaupt auf diesen Gegenstand? Laß uns nicht weiter daran denken! —

Er brach mit Einem Male ab, und blieb den ganzen Abend nachdenkend und zerstreut. Seine Blicke ruhten bald auf dem Freunde, bald auf der Schwester, daß Beide es peinlich empfanden, und weil auch Selmar unfrei und voll eigener Gedanken war, trennte man sich früher als gewöhnlich, und zum ersten Male nicht mit der heiteren Befriedigung wie sonst.

Vierzehntes Kapitel.

Unruhig ging Hugo in seinem Zimmer umher. Eine Sorge, eine Furcht, die er sich nicht eingestehen mochte, drängten sich ihm auf. Freilich war es ihm nicht entgangen, wie angelegentlich Selmar Louisen huldigte, aber er hatte dies bei der Liebenswürdigkeit seiner Schwester sehr natürlich gefunden; und war ihm denn auch einmal der Gedanke gekommen, daß Jener mehr als Freude an Louise habe, so hatte das, was Hugo über des Malers Verwandtschaft mit Louise wußte, weit davon entfernt, ihn besorgt zu machen, ihn im Gegentheil beruhigt. Man legt in solchen Fällen sein eigenes Wissen von den Dingen nur zu leicht den Anderen unter, und ist dann höchst erstaunt, wenn man später die Erfahrung machen muß, daß sie, wie es natürlich war, ohne die vorausgesetzte Kennt-

niß gehandelt, und darum unseren Ansichten nicht entsprochen haben.

Jetzt, da Selmar im Tone des Scherzes der Möglichkeit gedacht, daß Louisens Wahl auf ihn gefallen sein könne, jetzt leuchteten dem Baron nicht nur die Unvorsichtigkeit und das Gefährliche seines geheimnißvollen Handelns deutlich ein, sondern er wurde es mit Schrecken gewahr, daß diese seine Erkenntniß schon zu spät kam, und daß Louise und Selmar einander liebten. Von dieser plötzlichen Einsicht zu schwerer Selbst-Anklage war nur ein Schritt.

Wo hatte er seine Augen gehabt, daß er nicht gesehen, wie Louise sich dem Maler zugewendet, seit er zuerst ihr Haus betreten hatte? Wie hatte er es unbeachtet lassen können, daß all ihr Denken sich auf Selmar bezog, daß ihre Anschauungsweise sich nach der des Gastes gemodelt hatte, daß ihr Reiferwerden nichts Anderes war, als das Heranwachsen an das Herz dieses Mannes? Wie hatte er sich jemals fragen können, wen Louise liebe, da Selmar neben ihr lebte, dessen einnehmendes Wesen die Meisten fesselte, dessen besonderes Schicksal ganz dazu gemacht war, die Phantasie und das Mitgefühl eines Mädchens wie Louise zu beschäftigen? Eine furchtbare Reue wachte in Hugo auf.

Er fühlte es, er allein trug die Schuld der Verwicklung, welche er über die Seinen hereinbrechen sah. Er verwünschte den Hochmuth, mit welchem er sich in seinem Herzen vermessen hatte, die Vorsehung zu spielen, er schalt sich einen Wahnsinnigen, daß er es gewagt, wie ein Schachspieler Kombinationen zu machen, ohne daran zu denken, daß er Menschen vor sich habe, deren berechtigte Selbstständigkeit, deren Bedürfnisse und Leidenschaften seine vorsichtigsten Berechnungen vernichten, seine Beglückungsplane in das tiefste Elend verkehren konnten.

Wie ein Gewitter lag es über ihm. Er sah die unheilschwere Wolke über seinem Hause stehen, jeden Augenblick konnte sie sich entladen, und er, er selbst hatte das Entsetzen herauf beschworen. — Was er sich bis zu dieser Stunde als ein Verdienst angerechnet, erschien ihm jetzt als Frevel und Vermessenheit. Er wurde irre an seinem Herzen, an seinem Verstande, an sich selbst. Rathlos sah er in die Nacht hinaus. Tiefe Finsterniß lag über der Erde, der Wind war aufgestanden, er jagte pfeifend und heulend durch die Luft und über das aufgeregte Meer, daß grollend und brausend die Wellen emporstiegen, und mit dumpfem Donner herniederfielen auf den Strand.

Obschon dieser Naturscenen von Jugend auf gewohnt, trugen in dieser Stunde der Aufruhr und der Kampf der Elemente nur dazu bei, seine Pein zu steigern, weil sie ihm das Furchtbare seiner Lage im Gegenbilde verkörperten. Der Gedanke an das Entsetzen der Schwester, an Selmar's Schmerz, wenn sie das Geheimniß ihrer Verwandtschaft erfahren würden, die gerechten Vorwürfe, welche Beide, welche auch die Mutter ihm zu machen hatten, das Leiden aller dieser Menschen, die, aus dem Frieden ihrer Existenz herausgerissen, plötzlich den Ehebruch des Vaters, die verbrecherische Liebe der Geschwister vor sich hatten, folterte sein Hirn und zerriß ihm das Herz. Er konnte, er durfte diesen Jammer nicht über sie kommen lassen. Was er durch sein Schweigen verschuldet hatte, das wollte er durch sein Schweigen sühnen. Er allein wollte die Sorge auf sich nehmen, er allein wollte wachen, die Seinen alle, die Mutter, die Schwester und Selmar sollten ruhig schlafen unter seinem Dache, sollten in Frieden von einander gehen, und seine Liebe und Freundschaft sollte sie trösten über die unerfüllbare Hoffnung, welche das Beisammensein in ihnen erzeugt und genährt hatte.

Wie zu einer Wallfahrt rüstete er sich im Geiste

für die kommenden Tage. Das Bedürfniß, für eine Schuld zu büßen, ein Unrecht zu sühnen, liegt so tief im Menschen, daß er sich schon halb befreit fühlt, wenn ihm die Möglichkeit dazu erst vorschwebt. Müde von der Aufregung, setzte er sich vor seinem Schreibtische nieder. Da war das geheimnißvolle Fach, aus dem alles Unheil hervorgegangen war. Was würde geschehen sein, fragte er sich, hätte ich jenes Blatt nicht gefunden! Und wie die Phantasie sich nach einer großen Anspannung gern in weichen Träumen gehen läßt, wanderten seine Vorstellungen schwankend umher. Er dachte, ob er ohne den geheimnißvollen Brief jemals auf Selmar aufmerksam geworden, ob die Figur des Officiers in dem Schlachtgemälde ihm jemals so überraschend gewesen sein würde? Dann kam er darauf, was seine Mutter zu einer Heirath seiner Schwester mit Selmar denken möchte, wären diese Beiden nicht durch ihre Blutsverwandtschaft getrennt? Er fragte sich, ob sie die Verbindung mit einem Manne von dunkler Herkunft, mit einem Künstler ohne Vermögen gut heißen würde, und kaum hervorgegangen aus dem demüthigenden Gefühle der Selbstanklage, sah er sich schon wieder als das Haupt der Familie an, dessen Meinung den Ausschlag geben mußte, fühlte er sich

für die Seinen verantwortlich, und durch diese Pflicht auch berechtigt, die letzte bestimmende Gewalt zu üben.

Mit diesem Bewußtsein seiner Pflichten und seines Rechtes erwachte er am Morgen nach kurzem Schlafe. Die äußere Natur hatte sich beruhigt, er selbst hatte eine gewisse Fassung gewonnen, im Schlosse war Alles still und friedlich wie sonst.

Das Portraitbild war vollendet, Selmar hatte schon öfter von seiner Abreise gesprochen, obschon Niemand davon hören wollte. Jetzt fing Hugo bei der Mittagstafel davon zu reden an, indem er einen gemeinsamen Reiseplan für sich und den Freund in Vorschlag brachte. Dergleichen Projekte waren hier und da im Laufe des Sommers angeregt worden, die beiden älteren Frauen legten also kein Gewicht darauf; nur Selmar wurde achtsam, und Louise nannte es unwirthlich, dem ruhig verweilenden Gaste von gemeinsamen Reiseplanen zu sprechen. Sie that dies scherzend, aber Hugo sah, wie sie die feinen Augenbrauen zusammen zog, und das war bei ihr immer ein Zeichen unterdrückter Bewegung oder gezwungener Selbstbeherrschung. Die Sache kam in dem Augenblicke auch weiter nicht zur Sprache, und doch hatte die Erwähnung genügt, die Parteien zu warnen.

Die Unbefangenheit des Zusammenlebens, wie sie noch am verwichenen Tage Statt gehabt, war seitdem mit einem Schlage verschwunden. Selmar wußte, daß Louise ihn liebte, daß er ihren Bruder gegen sich hatte. Er kannte die Ansichten desselben, aber grade darum konnte er nicht begreifen, weshalb eine Neigung der Schwester zu dem Freunde dem jungen Baron undenkbar geschienen hatte. Es drängte ihn, sich gegen Hugo auszusprechen, eine Erklärung und Louisens Hand zu fordern, und wenn man ihm diese weigerte, die Tannenburg und den Freund sogleich zu verlassen. Aber schon nach kurzem Ueberlegen nannte er dieses Verfahren eine Uebereilung und eine Unbesonnenheit. Er hatte lange genug in wechselnden Verhältnissen gelebt, um auf die Erreichung seines Zweckes mehr Werth zu legen, als auf die schnelle Beseitigung eines Mißgefühls, und so lieb ihm Hugo geworden war, hatte er sich diesem an Ruhe und Lebenserfahrung doch immer überlegen gefühlt. Es kam ihm deshalb jetzt gar nicht darauf an, was Hugo dachte oder wollte, die Hauptsache war ihm, daß er Louisen gewann. Er beschloß, zu bleiben, abzuwarten, um der Geliebten ganz gewiß zu werden; aber wie sehr er danach strebte, sie allein zu sehen, er konnte in den folgenden Tagen nicht dazu gelangen.

Mit der Scheu des Herzens, das sein Geheimniß verrathen hat, wich Louise jedem Alleinsein mit dem Maler aus, und waren sie im Familienkreise beisammen, so nahm Hugo sie gänzlich in Beschlag. Dabei war sein ganzes Betragen gegen sie mit einem Male ein anderes, ein ungleiches geworden. Bald war er mit der Schwester strenger, bald weicher als sonst. Er tändelte und scherzte mit ihr wie in den Jahren der frühesten Jugend, er fuhr sie allein spazieren, nahm lange vergessene, gemeinsame Studien mit ihr vor, und sprach ihr dazwischen von der Unzertrennlichkeit ihrer beiderseitigen Zukunft, von Reisen, welche sie mit der Mutter gemeinsam machen wollten, und die doch im Gegensatze standen zu der eben erst gehegten Absicht, Selmar nach Frankreich zu begleiten. Daneben war er mitunter wieder vollständig wortkarg, vollständig verdüstert gegen die Schwester, oder so argwöhnisch und empfindlich, daß Louise, an ein gleichmäßiges Betragen von ihrer ganzen Umgebung gewohnt, ihm auszuweichen und seine Nähe zu meiden begann, weil sie in seinem Verhalten die Entdeckung und Mißbilligung ihrer stillen Liebe zu sehen wähnte.

Aber ihr Ausweichen machte Hugo nur eifriger. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn nicht für den Bruder,

sondern für einen Bewerber um Louisens Gunst ansehen müssen, und mit dieser leidenschaftlichen Zärtlichkeit für die Schwester steigerten sich die Zurückhaltung gegen die Mutter und die Cousine, und eine offenbare Abneigung gegen das Alleinsein mit dem Freunde.

In dieser Spannung waren die letzten Tage des August vergangen, als ein leichtes Unwohlsein Louisen an ihr Zimmer fesselte. Nichts war natürlicher, als daß man unter diesen Umständen bei ihr zusammenkam, und die Cousine machte auch den Vorschlag dazu; aber Hugo widersetzte sich demselben mit einer Heftigkeit, welche außer allem Verhältniß zu der Sache stand. Die Mutter selbst stellte ihn deshalb zur Rede. Sie tadelte in ihrer sanften Weise die launenhafte Reizbarkeit, welcher er sich jetzt so häufig überlasse; die Cousine nannte es ein Unrecht gegen die gute alte preußische Gastfreiheit, daß er selbst gegen Selmar seine Mißstimmung nicht beherrsche, und Louisens Augen ruhten fragend auf ihm. Er aber hörte ihnen wortlos zu und sagte dann endlich: Es ist dahin gekommen, daß Ihr alle Selmar nicht mehr entbehren könnt, und doch ist es nothwendig, daß er geht. Eure Güte hat ihn verweichlicht, er vergißt seiner Kunst in diesem Stillleben, und Ihr — er hielt inne und sagte dann,

indem er sich selbst offenbar Gewalt anthat: Mich dünkt, Ihr vergeßt, was Ihr Euch und mir schuldig seid. Ein Fremder, auch wenn er mein Freund ist, gehört nicht in die Krankenstube meiner Schwester.

Er verließ damit rasch das Zimmer. Die Cousine stand eben so schnell auf, und mit der ungebrochenen Kraft, welche ihr noch immer eigen war, rief sie: Halt, Herr von Wachstetten! wenn man eine Beleidigung ausgesprochen hat, so bleibt man stehen, die Antwort abzuwarten! — Aber Hugo hörte nicht darauf, er beachtete es nicht einmal, daß sie ihm folgte.

Die Baronin blickte ihm kopfschüttelnd nach. Hugo ist krank, sagte sie nachdenklich, was muß er haben?

Louise wollte sprechen, es zog sie, sich an das Mutterherz zu werfen, dem bisher ihre Seele stets offen gelegen hatte, indeß was sollte sie sagen? — Hatte doch Selmar es ausgesprochen, daß er gehen wolle, gehen müsse, und den Schmerz der nicht erwiederten Liebe konnte ihr Niemand tragen helfen. Sie benutzte ihr Unwohlsein, sich schweigend zu verhalten; die Mutter arbeitete neben dem Sessel der Tochter, und Jede hegte ihre Sorge für sich allein im Innern.

Schweigend Sorge zu tragen, lag trotz ihrer siebenzig

Jahre aber nicht in der Art des Fräuleins von Gleinitz. Wo Andere Kummer fühlten, kam sie meist mit einem Aerger fort, und war dieser einmal recht lebhaft, so pflegte sie über Land zu fahren nach wie vor. Wo böse Luft herrscht, muß man nicht sitzen bleiben! sagte sie immer noch. Wenn sie also plötzlich anzuspannen befahl, und in ihrem verdeckten Kabriolet allein ausfuhr, so wußten Alle im Hause, was geschehen war, und gingen ihr aus dem Wege.

Auch jetzt griff sie zu dem alten Mittel, und es war spät am Abend, als sie wiederkehrte. Unten in dem Portale fand sie Selmar. Er kam aus dem Garten herauf und öffnete ihr den Wagen. Sie fragte, wo Hugo sei? Man sagte ihr, er habe in der Pfarre zu Nacht gegessen, und sei noch dort. Und wo ist die gnädige Frau? fragte sie weiter. Sie hat das Zimmer des Fräuleins nicht verlassen, berichtete der Diener.

Mein Gott! rief die Cousine, gegen Selmar gewandt, Sie waren also den ganzen Abend allein? Das hätte ich wissen sollen! Wir haben ein Whist gehabt bei dem General in Schlenzen und mit dem Strohmann spielen müssen. Na, kommen Sie nur jetzt mit mir hinauf. Es nebelt, und das taugt dem Menschen nicht, dagegen wollen wir uns wehren!

Selmar war diese Einladung willkommen, und er hatte schon oft die Stunde vor ihrem Schlafengehen mit der Cousine verplaudert. Sie war ihrem alten Nachttrunk treu geblieben, und sah es gern, wenn irgend Jemand, vor Allen wenn Hugo, oder jetzt der Maler, ihr dabei Gesellschaft leistete. Wie seit vierzig Jahren, so stand auch an dem Abende das Geräth zum Punsch auf ihrem Tische bereit, und nachdem sie Selmar einige Augenblicke hatte warten lassen, kam sie umgekleidet aus ihrer Schlafstube zurück, und setzte sich zu ihm nieder. Sie hatte die Haube abgenommen, die ihr im Grunde auch jetzt noch lästig war, und einen dunkeln weiten Schlafrock angelegt, der fast wie ein Kaftan anzusehen war. Ihr graues, sehr starkes Haar war glatt zurückgestrichen, um den Hals trug sie ein feuerrothes Tuch, und wie sie da saß, die Citrone pressend, den Punsch bereitend, hätte bei dem ersten Anblick ein Fremder, es schwer zu entscheiden gefunden, welchem Geschlechte sie angehöre.

Nun kommen Sie, sagte sie zu Selmar, und lassen Sie uns zusammen reden, ein Glas guten Punsch bekommen Sie dazu. — Sie war Abends in ihrem Zimmer und im Schlafrock stets in der besten Laune, und sehr gesprächig, sei es, daß sie von den früheren Zeiten,

oder von den Vorgängen in der Nachbarschaft erzählte, von denen sie alle Zeit die genaueste Kenntniß hatte. Auch heute sagte sie lebhaft wie immer: Ich bin voll Neuigkeiten wie ein Ei voll Dotter! Denken Sie, der General will Schlenzen verkaufen, und auf seine alten Tage in die Stadt ziehen.

Da er kinderlos ist, meinte der Maler, so mag er sich zu einsam fühlen.

Kinderlos! kinderlos! rief sie, als ob Kinder haben Alles wäre! Wo man von Jugend auf gelebt hat, ist man nicht kinderlos. Die Bäume und der Boden werden unsere Kinder, und vollends das Geschlecht, das man hat aufwachsen sehen. Der Alte ist ein Narr! und gewiß wird er's bereuen!

Sie haben doch aber Ihr Stammgut auch zu einsam gefunden! wandte der Maler ein.

Wollen Sie mir zu verstehen geben, daß dies ebenfalls eine Narrheit gewesen ist? sagte sie, indem sie den Maler scharf ins Auge faßte. Ich habe heute selbst schon an die Bauernweisheit gedacht, daß man die Stiefel nicht ausziehen solle, ehe man zu Bette geht.

Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, erklärte Selmar verwundert.

So wissen Sie auch nicht, was zwischen mir und Hugo vorgegangen ist?

Nicht das Geringste!

Sie wissen nicht, daß er mich heute reprimandirt hat, reprimandirt wie ein Schulmädchen! sagte sie in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, aber die bittere Kränkung klang deutlich aus demselben hervor. Mich reprimandirt, mich! wiederholte sie, die ihm ihr eigenes Haus hingegeben, um ein Gast in dem seinen zu werden! Das sind aber die Folgen der Erziehung, die jedem Menschen seine Weise lassen will! die Folgen der idealischen Familienliebe!

Ich habe Hugo seit dem Mittag nicht gesehen, bei dem Sie alle im besten Einverständniß waren, sagte Selmar, und ich weiß also nicht, wovon Sie sprechen. Er ist fortgegangen, ohne mich davon zu benachrichtigen.

O, rief die Cousine, indem sie heftig mit dem Löffel im Glase rührte, so viel Ehrgefühl, sich zu schämen, hat er doch also noch!

Aber was ist denn geschehen? fragte Selmar lebhafter.

Die Cousine kam endlich mit der Thatsache hervor; Selmar schwieg, sichtlich davon betroffen. Das war es jedoch nicht, was die Cousine gewollt hatte. Ver=

fallen Sie nur nicht in das Regime des Hauses! rief sie, gewöhnen Sie sich nur nicht auch das edle Schweigen an wie die Baronin! Reden Sie! was sagen Sie dazu?

Er ist wirklich nicht mehr derselbe Mensch! meinte der Maler nachdenklich.

Nicht wahr? rief das Fräulein, Jeder fühlt das, nur die Mutter nicht. Selbst das Kind, die Louise, wünschte neulich, daß Hugo wieder einmal reisen möchte; denn er quält auch sie mit seinen Launen, und mehr noch mit seiner Zärtlichkeit. Diese leidenschaftliche Geschwisterliebe ist ja krankhaft, ist ja unnatürlich, es ist ja Alles Ueberspannung! Alles die Folge der Erziehung durch die Liebe!

Daß trotz ihrer gegenseitigen Zuneigung eine gewisse Eifersucht zwischen der Baronin und der Cousine herrsche, hatte der Maler gleich Anfangs bemerkt, und sie verrieth sich auch unablässig; jetzt, da die Letztere sich von Hugo gekränkt fühlte, an dem sie mit aller Heftigkeit ihres Wesens hing, jetzt machte diese Eifersucht sich Luft, indem sie die Erziehungsweise der Baronin anklagte, und diese verantwortlich machte für die Unbill, welche die Cousine von Hugo erfahren müssen.

Was kommt denn bei der Erziehung durch die

Liebe heraus? rief sie. Dem Hugo ist von Jugend auf gesagt worden: Du bist unser Alles, du bist das Haupt der Familie! — Denkt er denn daran, daß er diese Familie nicht aussterben lassen darf? In der ganzen Provinz sitzen die schönsten Mädchen aus den besten Häusern, er hätte nur zu wählen! Er weiß, daß ich ihn verheirathet sehen, seine Kinder sehen möchte, die einmal Remnitten nach ihm besitzen sollen; denn man will die Menschen doch kennen, denen man das Seine hinterläßt, die wohnen sollen, wo wir gewohnt, und ärnten, was wir gesäet haben! — Aber nein! er lebt für die Mama, er liebt die Schwester wie ein Verliebter, und die Mama nimmt das so hin, als ob er nur dazu auf die Welt gekommen wäre! Hätte ich ihr das Leben bei mir in Remnitten so zuckersüß gemacht, sie wäre vielleicht nicht Frau von Wachstetten geworden, und hätte die Kinder nicht, sich von ihnen anbeten zu lassen. Die Härte, die einem Menschen das Vaterhaus verleidet, ist lange nicht so egoistisch als die Liebe, die ihn darin ewig als Kind festzuhalten strebt! —

Sie schlug bei den Worten ärgerlich den silbernen Zuckerkasten zu, daß das Schloß einklappte, drückte das Kohlenfeuer in dem Samowar mit dem Deckel aus, und sagte, als sei damit ihre letzte Ueberzeugung ausge-

sprochen: Ehe Louise aus dem Hause ist, heirathet er nicht! Aber Sie werden sehen, er läßt die auch nicht heirathen aus Liebe zu ihr, und die bleibt auch sitzen aus Liebe für die Mutter!

Sie war dabei aufgestanden und fing an, ihre Ringe abzulegen, das war für ihre Gäste immer das Zeichen zum Aufbruch. Selmar nahm es diesmal bereitwillig an; denn er war nicht gestimmt zur Unterhaltung nach dem, was er eben gehört hatte. Als er gehen wollte, gab die alte Dame ihm die Hand.

Gute Nacht! sagte sie, ich war heute eine bärbeißige Gesellschafterin, und habe Ihnen nichts von all den Dingen erzählt, die ich Ihnen versprochen hatte. Nehmen Sie's nicht übel, Sie haben dafür etwas bei mir zu Gute. Er antwortete ihr verbindlich, und so trennten sie sich.

Fünfzehntes Kapitel.

Früh am andern Morgen begab sich Selmar zu dem Freunde. Er mußte wissen, woran er mit ihm war. Indeß so zeitig er kam, die Cousine war doch schon früher dagewesen, und Hugo offenbar noch unter dem Eindruck ihrer Vorwürfe. Er saß an seinem Arbeitstisch, mehrere Päcke Acten aus seiner Registratur lagen auf einem Sessel neben dem seinen. Als Selmar eintrat, stand er auf, und ging ihm mit einer gewissen Verlegenheit entgegen.

Du hast dich wohl gewundert, mich gestern nicht zu sehen, hob er an.

Du warst in der Pfarre? sagte Selmar.

Ja, ich mag den Alten gern, und dann — ich lief eigentlich davon! Ich hatte, was mir sonst nicht

begegnet ist, Verdruß mit den Meinen, und weil wir das nicht gewohnt sind, so wird es von uns Allen schwer genommen.

Die Cousine hat mir davon erzählt! sagte der Maler.

Dir? rief Hugo erstaunt.

Laß Dich das nicht anfechten, mein Freund! beruhigte Selmar, es war ohne irgend welchen Einfluß auf mich, und ich hätte doch in jedem Falle heute von Dir die Aufklärung fordern müssen, um die ich Dich jetzt bitte.

Sie waren während dieses Gespräches im Zimmer auf und nieder gegangen; jetzt setzte sich der Maler, Hugo blieb vor ihm stehen. Selmar! sagte er mit einer Lebhaftigkeit, die Jenen verhindern sollte, zum Worte zu kommen, ich weiß, was Du mir zu sagen hast. Ich bitte Dich, sprich es nicht aus!

Selmar fuhr auf. Was soll das heißen? fragte er stolz.

Nicht Du stehst als ein Bittender vor mir, ich stehe als ein Bittender vor Dir! fuhr Hugo noch lebhafter fort. Ich weiß, daß Louise Dich liebt, ich kenne Niemanden, dem ich ihre Zukunft freudiger anvertraute als Dir, aber grade darum beschwöre ich Dich, ver-

laß uns, Selmar! Die Deine werden kann Louise nicht, die Deine niemals!

Selmar sah ihn sprachlos an. Den Grund gieb mir an! den Grund dieser Weigerung! rief er endlich.

Das eben kann ich nicht! sagte Hugo. — Es entstand eine Pause, bis der Maler sich zusammenfaßte und mit erkünstelter Ruhe sagte: Du hast mich hieher geführt in Dein Haus, Du nennst Dich meinen Freund, und wir sind Männer. Steh mir Rede, Hugo! Warum versagst Du mir die Schwester?

O, rief der Baron, wenn dieses Hauses Friede Dir heilig ist, dringe nicht in mich! Ein unseeliges Geheimniß, das niemals über meine Lippen kommen darf, trennt Euch für immer. Verlange nicht es zu wissen, genug, daß es mein Fluch geworden ist. — Er warf sich in einen Sessel und verhüllte sein Gesicht mit den Händen. Selmar war wie gebannt. So viel er auch sann, er konnte nicht erfinden, was Hugo ihm vorenthielt. Da plötzlich fiel ihm die Unterredung mit der Cousine ein, fiel ihm ein, was diese ihm von Hugo's Liebe für die Schwester, von Louisens Verlangen nach des Bruders Entfernung gesagt hatte, und ein Schrecken kam über ihn. Es konnte nicht anders sein, Hugo liebte die eigene Schwester, und er konnte den Ge-

danken nicht ertragen, sie zu verlieren, sie grade an den Freund zu verlieren. Hugo's Ueberreizung, welche in den letzten Tagen Allen so auffallend gewesen war, konnte sich aus diesem Gesichtspunkte erklären. Zweifelnd, besorgt, mitleidend, sah Selmar auf den Freund herab, bis die Ueberzeugung, daß hier ein Anderer als Hugo den Ausweg bahnen müsse, in ihm fest stand. Ohne ein Wort zu sprechen, verließ er das Gemach; er mußte Louisen sehen.

Er ließ sich bei ihr melden und wurde angenommen; aber die Baronin war bei ihr. Als er näher trat, kam diese ihm entgegen, und er sah, daß Beide, Mutter und Tochter, bewegt waren. Louise hatte geweint, und auch die Haltung der Baronin war noch milder als gewöhnlich. Sie gab ihm die Hand, wie sie pflegte. Sie kommen zu ungewohnter Stunde, lieber Selmar! sagte sie, ich hoffe, Sie bringen uns Gutes.

Er blickte Louisen an, ihre Augen hingen an seinen Lippen, sie erwartete offenbar, er werde Abschied nehmen. Diese zärtliche Sorge rührte und bestimmte ihn zu schneller Entscheidung.

Es kommt darauf an, meine gnädige Frau, ob Ihnen gut scheint, was ich bringe. Ich bringe mich selbst! sagte er, mich selbst mit allem, was gut oder

böse an mir ist! Und ich möchte Sie fragen, liebe Louise, sprach er, gegen diese gewandt, kann ich Ihnen genügen? Denn daß ich Sie liebe, das wissen Sie!

Er war bei den Worten vor sie hingetreten und hatte ihr die Hände entgegengereicht. Die Thränen stiegen ihr in die Augen, eine dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht, sie sah die Mutter mit seeligem Lächeln an, und ihre Hände in die des geliebten Mannes legend, sagte sie leise: Siehst Du, Mutter? Ach, ich wußte es ja!

Diese wenigen Worte trugen eine Offenbarung in sich, wie Selmar sie nicht beglückender erwarten konnte, und voll stolzer Freude zog er Louise an sein Herz, des Seegens ihrer Mutter im Voraus gewiß; aber die Baronin schwieg. Sie hatte eben erst von der Tochter das Geständniß ihrer Liebe für Selmar erhalten, ihr eben erst zu bedenken gegeben, wie ungewiß das Loos des Künstlers sei, welche Opfer sie bringe, indem sie auf ihres Hauses alten Namen, auf die Vorzüge ihres Standes verzichte, und nun fühlte sie gegenüber diesen Einwendungen ihres Verstandes nur Rührung über die Liebe ihres Kindes, nur Wohlgefallen an dem Manne, der sich selbst vertraute. So kurz dieses Schweigen währte, drückte es die Liebenden dennoch.

Mutter! rief Louise flehend, du wendest Dich von uns?

Nein, nein! sagte die Baronin, nur laß mir Zeit! Laß mir Zeit mein Kind, mit Selmar zu sprechen, Hugo zu sehen! Du weißt es, Selmar weiß es, wie werth er mir ist. Nur wenig Stunden laßt mir Zeit!

Selmar ließ die Hand Louisens los; in dem Augenblicke trat die Cousine ein, und schnell gefaßt wie immer, sagte er: Ich gehorche Ihnen, gnädige Frau! nur vergönnen Sie mir vorher noch eine kurze besondere Unterredung mit Fräulein von Gleinitz und mit Ihnen.

Die Baronin bewilligte das, Louise entfernte sich auf der Mutter Wunsch, und die Cousine, welche ohne Mühe errathen hatte, was hier geschehen sei, sagte mit aller ihrer Autorität: Malwine, wer hat entschieden, als Du Dich verlobtest?

Die Baronin mochte sie in Selmar's Gegenwart nicht daran erinnern, daß und wie sehr die Verhältnisse desselben von denen des Baron von Wachstetten, wie sehr Louisens Lage von der ihrer Mutter verschieden war, und es würde auch gegenüber der Cousine nichts gefruchtet haben, die, weil sie eben so gerecht als herrisch war, einem Jeden das Recht der Selbstbestimmung bei gewichtigen Ereignissen zuerkannte.

Doch ließ es Selmar zu solcher Erörterung nicht kommen. Des Beifalls und der Zustimmung der Cousine nun versichert, erzählte er der Baronin, wie er bei Hugo um die Schwester geworben, und was zwischen ihnen geschehen war. Die Mutter hatte Noth es zu glauben. Sie wollte selbst mit Hugo sprechen, sie wandte dem Maler vorsichtig die gerechten Bedenken ein, welche sie gegen diese Heirath hegte, und welche auch Hugo gefühlt haben mochte. Aber während Selmar diese in der Mutter zu bekämpfen suchte, behauptete er auf das entschiedenste, daß keine derartige Rücksicht Hugo abgehalten habe, ihm die Hand Louisens zu gewähren. Ja, endlich, als es zu keiner Verständigung über Hugo's Weigerung kommen konnte, sah Selmar sich genöthigt, seine letzte Ueberzeugung auszusprechen, und von der Herzensverirrung des Freundes zu reden.

Die Mutter wies es mit Entsetzen als ein Unmögliches zurück, aber die Cousine stimmte dem Maler augenblicklich bei. Auch sie behauptete, Hugo am Morgen in einem ihr unbegreiflich gereizten Zustande gefunden zu haben, und von Sorge um ihn ergriffen, vergaßen die beiden Frauen Louisens und deren Schicksals fast gänzlich. Man berieth, man combinirte, man

überlegte, und schließlich kam es dahin, daß die Baronin dem Maler die Hand ihrer Tochter verhieß, jedoch mit der Bedingung, daß er für den Augenblick Hugo diese Zusage verschweigen, daß er fortgehen, Hugo mit sich zu nehmen suchen solle, und daß man dann Zeit und Entfernung zu seiner Beruhigung wirken lassen müsse. Louise wurde zurückgerufen, in der Mutter und der Cousine Beisein mit Selmar verlobt, und da ihr des Bruders Mißfallen an ihrer Neigung für Selmar bekannt war, so konnte es nicht schwer sein, ihr für das Erste noch Schweigen aufzulegen, und sie mit den Gedanken einer nahen kurzen Trennung von dem Geliebten vertraut zu machen.

Aber mit dieser Wendung der Verhältnisse löste sich die allgemeine Spannung nicht, im Gegentheil, sie wurde nur noch drückender. Die Achtsamkeit, die scheue Vorsicht, mit welcher die Mutter den Sohn behandelte, die Geflissenheit, mit der die Schwester ihn mied, konnten ihm nicht entgehen, da sein ganzer Scharfsinn darauf gestellt war, zu beobachten, und auch daß Selmar nach jener leidenschaftlichen Unterredung zwischen ihnen noch nicht wieder darauf zurückgekommen war, mußte ihm auffallen.

Er selbst ergriff daher am Abende, ehe sie sich

trennten, die Gelegenheit davon zu reden. Selmar! sagte er, so wie wir diesen Tag verlebt haben, kann es nicht bleiben zwischen uns. Ich befinde mich in der schlimmen Lage, ein blindes Vertrauen von Dir fordern zu müssen. Das drückt mich, und doch darf ich nicht einmal wünschen, daß der Zeitpunkt komme, in dem ich Dir die Aufklärung darüber geben kann. Mehr noch drückt es mich, daß Du, dem ich hier nur Gutes zu bereiten hoffte, mit wundem Herzen von uns gehen wirst. Willst Du zu Deiner und meiner Beruhigung mich mit Dir gehen lassen?

Es lag etwas Zwingendes in der festen Ueberzeugung Hugo's, daß Selmar ihm vertrauen, ihm nachgeben, und also seinen Hoffnungen entsagen werde. In jedem anderen Verhältnisse würde Selmar dadurch vielleicht unsicher oder bedenklich geworden sein; jetzt, da ihn der Glaube an Hugo's innere Verwirrung beherrschte, achtete er nicht weiter darauf, sondern erklärte, unter den obwaltenden Umständen in der Tannenburg zu weilen, sei ihm allerdings unmöglich, er werde also gehen, und Hugo's Begleitung werde ihm ein Trost sein. Zufrieden, auf diese Weise sein Ziel erreicht, und Hugo's Entfernung erlangt zu haben, fragte er selbst, wann dieser es für möglich halte abzureisen,

und sichtlich erleichtert sagte der Baron: Die Frauen sind an unsere Gegenwart gewohnt, laß uns nichts übereilen. Unsere plötzliche Abreise würde sie ängstigen; doch ist's Dir recht, so gehen wir von heute in acht Tagen.

Das nahm Selmar an, und allen Theilen war Anfangs dieser Aufschub sehr erwünscht; indeß Niemand wurde seiner froh, nicht einmal die Neuverlobten. Was man von dem Reize des Geheimnisses sagt, ist eine eben so bedingte Wahrheit, als die Lehre von dem Reize der Versöhnungen. Es hat mit Beidem seine Richtigkeit, jedoch nur für solche Menschen, die grob organisirt oder abgestumpft, überhaupt besonderer Anreize ihrer Empfindungen bedürfen. Gesunden und gut gearteten Charakteren wird der Schmerz eines Zerwürfnisses nicht aufgewogen durch das mißliche und nicht vorhaltige Heilmittel der Versöhnung, und solche Naturen wollen ihr Glück auch offen genießen und offen leuchten lassen. Gleichgültigkeit und Ruhe zu heucheln, wo sie voll Freude war, sich fern zu halten von dem Geliebten, fand Louise schwer; auch Selmar und die Baronin fühlten sich gequält von dem Zustande der Unwahrheit, in welchem sie sich bewegten. Die Cousine allein hatte ihr Vergnügen daran, hier in

der Tannenburg, in diesem Tempel der Wahrheit und des Vertrauens, wie sie es spottend nannte, die größten Heimlichkeiten herrschen, und eine förmliche Intrigue aufführen zu sehen; nur mit der Abreise der beiden jungen Männer war sie gleich Anfangs nicht zufrieden gewesen. Sie machte Selmar auch bald Vorwürfe darüber.

Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, sagte sie, ich hätte die Sache ganz anders angefangen. Sie haben viel zu viel gefragt. Sie lieben das Mädchen, und das Mädchen liebt Sie. Da hätten Sie es nehmen, vor die Andern hintreten, und sagen sollen: Das ist meine Braut, und damit Holla!

Ich war ein Gast in diesem Hause! wandte Selmar ein.

Gast hin, Gast her! rief die alte Dame heftig, wo man es mit Thorheit zu thun hat, muß man Verstand in die Sachen bringen, und wo die Leute Schwierigkeits-Commissarien sind, da muß man kurzen Prozeß mit ihnen machen. Aber Louise ist auch von den Verschwiegenen. Wäre sie gekommen und hätte sich vor Hugo hingestellt, und hätte gesagt: Den Selmar oder keinen Anderen! so hätte ich doch sehen wollen, ob Hugo den Muth gehabt hätte, ein Nein

zu sagen, und sie eine alte Jungfer werden zu lassen, ohne daß sie meine Natur und meine Güter hatte, sich aus ihrem einsamen Leben etwas Vernünftiges zurecht zu zimmern. Ich hätte sehen wollen, ob er Nein gesagt haben würde!

Selmar machte ihr bemerklich, daß es ihm, dem Mittellosen, nicht möglich gewesen sei, sich auf diese Weise die Hand einer Erbin zu gewinnen; aber was er ihr auch vorstellte, sie ließ es nicht gelten. Immer wieder behauptete sie, in ihrer Jugend, wo man davon gelaufen wäre mit dem Manne, den man hätte haben wollen, da hätten die Menschen den rechten Sinn und das rechte Blut gehabt. Heut zu Tage sei die Jugend gebildet, und könne dulden und warten; sie aber wolle nicht warten, bis Hugo auf Jahre langen Reisen zur Vernunft gekommen sei, denn sie habe ihre siebenzig Jahre hinter sich, sie könne nicht wissen, wie viel Tage Gott ihr noch geschenkt habe. Und, rief sie zum Schlusse, das steht einmal fest, ich will Hugo's Kinder auf dem Schooße haben, ehe ich sterbe, und ich will die künftigen Besitzer von Remnitten kennen!

Hinter diesem halb scherzenden Zorne der Cousine verbarg sich jedoch nur ihr täglich wachsender Kummer

über Hugo's Abreise. Sie hielt sich zu ihm, als wolle sie die wenigen Tage noch genießen, und zum ersten Male hörte man sie über die Traurigkeit des Alters klagen, das auf keine Zukunft mehr zu rechnen habe. Sie wurde immer ernster, immer schweigsamer, wenn sie mit Hugo allein war, und so oft es ihr auch auf den Lippen schwebte, mit einem entscheidenden Worte, mit einer Frage Lösung in die allgemeine Verwirrung zu bringen, achtete sie doch die Entscheidung der Baronin zu sehr, um gegen den Willen derselben zu handeln. Sie war sich immer gleich, herrschsüchtig und doch voll Achtung vor fremdem Recht und Willen.

Aber noch mehr als das Fräulein fühlte das Brautpaar sich von der nahen Abreise bewegt. Bei der Rastlosigkeit, mit welcher Hugo den Freund und die Schwester beobachtete, gelang es ihnen nicht, sich anders, als in der Gegenwart der Baronin zu sehen, und doch verlangte es Beide danach, sich ohne Zeugen auszusprechen. So ging die Woche hin, es war Sonnabend, am Montag früh wollte man die Reise antreten.

Sonnabends pflegten in der Regel aus der Stadt oder von den nächsten Gütern Besucher nach der Tannenburg zu kommen, und auch dieses Mal stellten

sich einige Gäste ein, unter denen sich der alte General aus Schlenzen befand, welchen die Cousine am Tage vor Louisens Verlobung besucht hatte. Es war ein redseliger alter Herr, ein Jugendfreund der Cousine, ein Siebenziger wie sie. Er war einst der militärische Vorgesetzte von Hugo's Vater gewesen, hatte die ganzen Freiheitskriege mitgefochten, sich dann vom Dienste zurückgezogen, und war seit fünfzehn Jahren den Bewohnern der Tannenburg ein freundlicher Nachbar und ein willkommener Gast gewesen.

Durch die Ankunft der Fremden erlitt die Schwüle, welche auf der Familie lag, eine Erleichterung. Man war gezwungen, an die Gäste zu denken, man stand sich nicht so ausschließlich von Person zu Person gegenüber, und Louise und Selmar athmeten auf, da sie sich nicht in jedem Augenblicke von dem Argwohn des Bruders beängstigt fühlten. Der Tag und der Abend vergingen viel leichter als die früheren, die Cousine rechnete nicht, daß nun wieder ein Tag vorüber sei, und lud heiter den General nach dem Abendessen zu ihrem Abendstündchen ein.

Als die Beiden sich entfernt hatten, blieben Hugo und die Mutter mit den andern Gästen noch am Whisttische; Louise ging in das Nebenzimmer und

setzte sich an das Klavier, und Selmar folgte ihr dorthin nach; denn während sie die Hände in flüchtigen Tanzmelodieen über die Tasten gleiten ließ, blieb immer noch Raum für ein Gespräch, das sie ersehnten. Eine Weile hatten sie so in dem ersten zärtlichen Plaudern einander genossen, ungestört, ganz allein; Louise hatte den Kopf hingeneigt zu dem neben ihr sitzenden Geliebten, dessen Arm ihre Taille umfaßt hielt, da stand plötzlich Hugo hinter ihnen in der Thür.

Selmar! rief er mit unterdrückter Stimme — das Brautpaar schrak empor, und leichenblaß ergriff Hugo die Hand des Freundes. Komm mit mir, sagte er, ich habe mit Dir zu reden!

Sechszehntes Kapitel.

Wortlos zog Hugo den Maler mit sich fort. Oben in Hugo's Zimmer brannte dieser eine Kerze an, setzte sie nieder und ging an sein Bureau, dessen gewichtige Platte er aufschloß. Selmar sah, daß des Freundes Hände unsicher dabei waren. Es konnte kein Zweifel für ihn sein, was Hugo bewogen, ihn hieher zu führen, und da derjenige meist im Vortheil ist, welcher das Gespräch einleiten kann, sagte er: Ich sehe es Dir an, Hugo, daß Du Dich in diesem Augenblicke berechtigst glaubst, mir Vorwürfe zu machen, mich des Wortbruchs gegen Dich anzuklagen; aber höre mich ruhig an, ausgesprochen muß es werden —

Nein! fiel ihm Hugo in die Rede, laß das unglückliche Wort nicht über Deine Lippen kommen, laß

diese Wände nicht entweiht werden durch das Geständniß einer Liebe, die ein Verbrechen ist!

Also doch! also wirklich! rief Selmar ergriffen, da er die Bestätigung seines Verdachtes von Hugo zu vernehmen glaubte. Wie konntest Du dahin gelangen, wie konntest Du es bis zu diesem Punkte kommen lassen? Bedenke es, fuhr er lebhafter fort, Louise liebt mich, Deine Mutter hat mir ihre Hand zugesagt —

Nein! nein! nein! wiederholte Hugo fast außer sich, und Selmar ein Blatt hinreichend, das er aus seinem Schranke genommen hatte, sprach er: Lies den Brief!

Selmar besah die Aufschrift. Er ist an Deinen Vater gerichtet! sagte er.

Lies! lies! drängte ihn Hugo. Es war das Schreiben, in welchem die sterbende Selma ihr Kind dem Baron auf die Seele band. Der Maler las es von Anfang bis zu Ende, und es Hugo zurückgebend, sagte er: Was soll mir dieses Blatt?

Was es Dir soll, Unglücklicher? was es Dir soll? Jene Selma ist Deine Mutter, und der Mann, dem sie ihr Kind ans Herz legt, ist mein Vater! — ist Dein Vater!

Der Maler trat erschreckend zurück. Hugo! rief er,

und ergriff ihn bei der Hand, das ist Wahnsinn, Du redest irre.

O, entgegnete dieser, faßt es auch Dich? Fühlst Du, wie es den Menschen umschlingt, wie die unglückseelige Saat emporschießt und zerstörend das Leben durchwuchert? Begreifst Du es jetzt, was auf mir gelastet hat, seit ich es sah, wie Du und Louise Euch liebtet, begreifst Du es jetzt?

Nichts begreife ich, nichts! Welch ein Dämon brachte Dich auf den Gedanken, was bringt Dich zu Behauptungen, denen jeder Boden mangelt? sagte der Maler, während er wieder die Handschrift ansah, aus der ihm seine Jugenderinnerungen furchtbar entgegen starrten.

Glaubst Du? rief Hugo. O, ich wollte, ich könnte mich in diesem Augenblicke selbst einen Thoren schelten, ich wollte, Du hättest das Recht, mich als Phantasten zu verspotten, und ich stände nicht vor diesem unabänderlichen, unglückseeligen Factum!

Die Fassung, der Ernst, mit denen Hugo sprach, fingen an auf Selmar einen Eindruck zu machen; er forderte Erklärung, und Hugo begann seinen Bericht mit der Erzählung von der Jugendliebe seines Vaters, von Selma's Verrath und weiterem Leben, von der Ehe seiner Eltern, von den eigenen Erinnerungen an

das verborgene Fach des Schrankes, von seiner Ueberraschung durch den aufgefundenen Brief, von seinen Nachforschungen nach dem Schicksal Selma's, und von dem Erstaunen, als er endlich in des Malers Schlachtgemälde das Bild seines Vaters wiedergefunden habe. Je länger Hugo sprach, desto höher stieg die Unruhe des Malers. Es war ihm, als schlinge sich ein verwirrendes Gewebe um sein Hirn. Er wollte es zerreißen, er wollte die Thatsachen als Ausgeburten von Hugo's krankem Sinn bezweifeln, aber bei jeder Frage, bei jeder Einwendung, die er that, kam der Baron ihm mit einem neuen Beweise entgegen. Er legte ihm die Briefe vor, welche er von Selma's Verwandten über ihren Aufenthalt in der Schweiz erhalten, er stellte ihm vor, wie genau Selma's eigene Erzählungen über seine Kindheit mit jenen Nachrichten und mit dem Briefe zusammenfielen, und als Selmar immer noch zweifeln wollte, nahm Hugo eine goldene Kapsel aus dem Schranke, öffnete sie, und das Miniaturbild, das sie umschloß, dem Maler hinreichend, fragte er: Kennst Du dieses Bild?

Alle Farbe wich von Selmar's Wangen. War das Dein Vater? fragte er tonlos. Hugo bejahte es.

Ein solches Bild habe ich freilich gekannt! sagte

Selmar und versank in ein düsteres Schweigen. Er hatte sich niedergesetzt und die Augen mit der Hand verschlossen, als wolle er jeden äußeren Eindruck von sich abhalten, um ungestört zu überlegen. Mit Einem Male sagte er: Das Portrait, welches meine arme Mutter als einziges besaß, war einfach in einen kleinen Rahmen eingeschlossen, woher kommt dieses reichgefaßte Bild?

Es wurde für meine Mutter gemalt, als der Vater das erste Mal im Felde stand, und hat sie nie verlassen.

Damals, als er Selma wiedersah?

Eben damals! entgegnete der Baron, und wieder schwiegen Beide. So gewaltsam Selmar nach Fassung rang, sie wollte ihm nicht kommen. Sein Leben hindurch war ihm sein Ursprung ein Geheimniß gewesen, jetzt sollte er sich ihm enthüllen, und wohin er blickte, sah er nichts als Elend, sah er nichts als Schuld. Seine blasse, arbeitsame Mutter, deren er immer mit Rührung gedacht, die ihm die einzige liebe Erinnerung seiner frühen Jugend gewesen war, wurde ihm in eine Buhlerin verwandelt, es wurde ihm ein Vater aufgedrängt, der ihn im Ehebruch erzeugt, der ihn allen Zufällen des Lebens sorglos überlassen hatte, und diese Zufälle, wie hart, wie schwer waren sie ihm oft gewesen! Ein Bruder stand vor ihm, der in falscher

Selbstüberhebung sich vermessen zum Leiter seines Schicksals gemacht; er hatte eine Schwester gefunden, und diese Schwester liebte er, daß er nicht wußte, wie er ihr entsagen sollte! Der ganze Boden seines Daseins war unterhöhlt, seine Vergangenheit, seine Zukunft waren zerstört, wie im Schwindel schwankte Alles um ihn her, ein bitterer Haß gegen die Menschen, ein grimmiger Zorn gegen Hugo loderten in ihm auf. Er sprang empor. Verflucht die ideale Familienliebe! rief er, die den vertrauenden Freund, die die Schwester zum Opfer bringt, um den Namen des Vaters zu schonen und der Mutter eine Thräne zu ersparen! Verflucht —

Selmar! rief der Baron, Selmar! ich bitte Dich, höre mich!

Der Maler verstummte; es klang ihm wie Louisens Stimme, es waren Louisen's Augen, mit denen Hugo ihn anschaute, dagegen brach sein Zorn. Er wandte sich nach der Thüre, um fortzugehen.

Was willst Du thun? fragte Hugo und wollte seine Hand ergreifen.

Laß mich! sagte Selmar, gieb mir die Papiere und laß mich gehen. Ist hier ein Ausweg, so werde ich ihn finden, und nicht Du.

Der Tag brach an, ohne daß Selmar ein Auge geschlossen hatte, ein grauer, regnerischer Herbsttag in aller seiner Melancholie. Der Morgen, welcher sonst Klarheit in den verdüsterten Sinn der Menschen bringt, hatte für Selmar noch keinen Trost. Vergebens hatte er die ganze Nacht gesonnen, vergebens sein Gehirn gemartert, irgend welche Erinnerungen in sich zu erwecken, welche den Voraussetzungen Hugo's widersprächen, er konnte keine finden. Für ein Blatt von seiner Mutter Handschrift, für irgend ein Zeichen, einen Anhalt, hätte er Jahre seines Lebens gegeben, aber er hatte nichts, gar nichts. Es fiel ihm unmöglich zu glauben, daß die Baronin von dem Treubruch ihres Gatten nichts erfahren, daß keine Notiz über Selma's und ihres Sohnes Existenz sich in dem Nachlasse des Freiherrn gefunden haben sollte; aber wie konnte er vor sie hintreten, um sich ihr als den Sohn ihres Mannes aufzudringen, er, dem sie eben erst die Hand der Tochter zugesagt hatte? Wie sollte er sich derselben Herzensverirrung zeihen, deren er eben erst Hugo mit Unrecht schuldig genannt? Sollte er schweigen, wie dieser, um die Baronin zu schonen? Welchen Grund gab es dann für ihn, auf Louisens Besitz zu verzichten, dem er noch immer nicht

entsagen, ohne festeste Ueberzeugung nicht entsagen wollte. Es verlangte ihn, sie zu sehen, und doch fürchtete er sich davor. Was mochte sie von der Scene des letzten Abends denken, was mochte sie der Baronin davon gesagt haben, was mochte die Cousine davon wissen? Wenn sie ihn fragten, was sollte er ihnen antworten?

Eine Erklärung, eine Entscheidung, das fühlte er, war jetzt unvermeidlich, und doch sehnte er sie nicht herbei. Noch war Louise seine Braut, noch konnte er sich in seinen Hoffnungen wiegen; aber was dann, wenn ihr zärtliches Herz die Wahrheit kannte? Was dann, wenn Alles entschieden und Alles vorüber war?

Er sah auf die Landstraße hinaus, die sich jenseit des Gartens hinzog. Ein schwer beladener Wanderer zog in dem Regen auf dem nassen Pfade daher. So einsam mußte er auch wieder von dannen gehen, in die Welt hinein; denn der bloße Gedanke an Hugo's Begleitung war ihm jetzt zur Last. Er stellte sich die Tannenburg vor, wenn er sie verlassen haben würde, und auch hier sah er nur Schmerz und Kummer, und Zerstörung von Frieden und Vertrauen. Eine tiefe Traurigkeit überkam ihn, aber er war nicht der Mann, sich einer solchen ohne Kampf hinzugeben, und mitten

in seiner Rührung fiel ihm ein Ausweg ein, der die Möglichkeit einer Aufklärung zu versprechen schien.

Er ging zu Hugo, und setzte ihm aus einander, daß hier von Bewahrung eines Geheimnisses nicht mehr die Rede sein könne, daß Alles noch heute zur Entscheidung gelangen, und daß man, ehe es zu diesem Aeußersten komme, den Versuch machen müsse, die Cousine in das Vertrauen zu ziehen und zu erfahren, ob und was sie etwa zur Aufklärung dieser Sache wisse. Hugo in seiner rathlosen Niedergeschlagenheit hatte keine Einwendungen mehr zu machen, er war, solcher Seelenleiden ungewohnt, erschöpft und willenlos, während Selmar fast wie neubelebt erschien, seit er nur etwas thun, und wieder selbstthätig werden konnte.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Cousine hatte wie alle alten Leute wenig Schlaf; man brauchte um sieben Uhr nicht mehr zu fürchten, daß man sie störe; ohne weiter anzufragen, klopfte Selmar also an ihr Zimmer. Sie öffnete ihm selbst, und sah mit Erstaunen die beiden jungen Männer vor sich stehen.

Was bedeutet das? rief sie in guter Stimmung.

Der General hat uns gestern um die Ehre des letzten Nachttrunkes gebracht, gnädiges Fräulein! sagte Selmar mit dem Ausdrucke voller Heiterkeit, zwei arme Wanderburschen bitten sich bei Ihnen ein letztes Zehrgeld, ihr letztes Frühstück aus!

Der Cousine gefiel der Scherz, sie nannte es einen guten Einfall, sich auf diese Weise das Beisammensein

des Tages zu verlängern, rief ihre Bedienung herbei, und bald darauf stand auf dem Tische, vor dem brennenden Kamine, das Frühstück bereit. Man sprach von den anwesenden Gästen, von der morgenden Abreise der beiden jungen Männer. Selmar war ungewöhnlich munter, weil er sich zum Scherze zwingen mußte; die Cousine freute sich seiner, bis Hugo's Zerstreutheit und Theilnahmlosigkeit ihr merkbar wurden; und wie man leicht geneigt ist, die eigenen Empfindungen in der Brust der Anderen vorauszusetzen, sagte sie: Ja, mein Junge, du denkst wohl auch: wird denn die Cousine hier noch sitzen, wenn ich wiederkehre?

Mit nichten! rief der Maler, den Gedanken kann er gar nicht haben, wenn er Sie so rüstig vor uns sieht; er denkt überhaupt nicht an die Zukunft.

Und woran sonst? fragte das Fräulein, er sieht ja wie die gemalte Schwermuth aus.

Er ist ein Grillenfänger, hob Selmar wieder an, die ganze Nacht hat er sich damit herumgeschlagen und mich auch nicht schlafen lassen, so daß wir heute zum Abschiede übernächtig und trübselig anzuschauen sind, wie dieser regengraue Tag.

Das Fräulein wollte wissen, was er habe, und Hugo, sich zusammennehmend, sagte: Ich habe gestern,

während ich meine Papiere zur Abreise in Ordnung brachte, einen Brief gefunden, der mich beschäftigt hat.

Einen Brief? fragte das Fräulein.

Einen Brief an meinen Vater! sagte Hugo, während seine Stimme schwankte, und auch der Maler die Farbe wechselte, einen Brief von Selma, einen Abschiedsbrief, vor ihrem Tode geschrieben.

Sonderbar! Dein Vater hat doch alle ihre Briefe stets verbrannt! wandte das Fräulein ein.

Er hat also mit ihr auch später noch in dauerndem Verkehr gestanden? forschte Hugo. Die Mutter wußte das nicht, denn als ich einmal eine derartige Bemerkung machte, bestritt sie es auf das entschiedenste.

Deine Mutter, sagte die Cousine, zwang durch ihre Empfindsamkeit, durch ihre thörichte Eifersucht —

Cousine! warnte Hugo vorbittend, der es auch jetzt nicht ertragen konnte, die Mutter in Selmar's Gegenwart irgend einer Schwäche angeklagt zu hören.

Ja! rief die alte Dame, es war eine Thorheit von deiner Mutter, daß sie Selma den Platz in Deines Vaters Erinnerungen nicht gönnen lernte, welcher der Armen zukam; denn Dein Vater hatte ihr Unglück verschuldet, ich sagte ihm das, noch ehe er deine Mutter kannte — und ich hatte Recht, denn —

Aber was ist aus ihr geworden? fiel der Maler ihr ins Wort.

Sie hatte sich verheirathet.

Sie war verheirathet? fragten die beiden Männer, wie aus einem Munde.

Freilich! fuhr die Cousine fort. Sie heirathete einen jungen Franzosen, er hieß Solange, gleich nach der Vermählung des Prinzen. Er war der Sohn einer angesehenen emigrirten Familie, der Portraits malte, um sich zu erhalten. Selma erschien ihm, und das mit Recht, als ein Opfer des Prinzen; sie selbst fühlte Reue über ihre Vergangenheit, und es mag sie sehr gerührt haben, daß der junge Mann ihr vertraute, daß er ihre Verirrung mit seinem Namen decken wollte. Genug, sie liebten einander, und haben sich in Hannover, wo damals schon Franzosen standen, trauen lassen.

Und woher wissen Sie das? rief der Maler, dessen Wangen eine dunkle Röthe bedeckten.

Ich weiß es von dem Baron, der es mir erzählte, als er im Jahre Sechs zurück kam, weil er wußte, daß ich Theil an Selma nahm, sprach die Cousine gleichmüthig, ohne zu ahnen, mit welchen Empfindungen ihre Hörer an ihrem Munde hingen.

Aber warum erfuhr ich das nicht? Warum in

aller Welt hast Du mir das verborgen? rief Hugo aus.

Du fragtest mich nie darum, sprach die Greisin ruhig; die Trübsal freiwillig aufzufrischen, hatte ich nicht Grund, und an der Schwatzhaftigkeit des Alters leide ich nicht, das weißt Du.

Selma war also verheirathet, als der Vater sie im Hauptquartier wiedersah? hub Hugo eifrig wieder an.

Nein! damals war sie schon wieder Wittwe geworden und in größter Noth! sagte die Cousine, die trotz ihrer früheren Behauptung gern erzählte. Ihre Ehe war unglücklich gewesen. Der junge Solange, den Unerfahrenheit und Liebe zu der Heirath hingerissen hatte, fühlte sich nachher gedrückt davon. Der Gedanke an die Vergangenheit der Frau ließ ihm keine Ruhe. Er hielt sie aus Mißtrauen wie eine Gefangene einsam. Der Pension des Prinzen hatte sie entsagt, um jede Verbindung mit ihm abzubrechen, denn es war ihr Ernst um ihre Reue. Solange traute es sich zu, sie beide zu ernähren; sie wollte selbst arbeiten, aber an Arbeit war sie nicht gewohnt. Die Geburt einer Tochter, die ihr starb, hatte sie krank gemacht, ihr Mann sah es, daß und wie schnell sie hinsiechte,

daß er auf ihre Mithülfe bei seinem Erwerbe nicht zu rechnen hätte, und doch war die Nothwendigkeit schnellen Verdienstes dringender als je, denn eine zweite Niederkunft Selma's stand in naher Aussicht. Damals war es, wo sie nach dem Hauptquartier des Königs gingen, weil Solange meinte, dort unter den Officieren, die ins Feld rücken sollten, Beschäftigung zu finden. Er erhielt sie auch wirklich, aber zugleich kam er dabei mit Männern in Berührung, welche Selma als die Geliebte des Prinzen gesehen hatten, und ihr früheres Abenteuer mit Deinem Vater kannten. Er hätte fortgehen mögen, der Broderwerb hielt ihn jedoch fest und zwang ihn, trotz seines inneren Widerstrebens, zu dem Verkehr mit Officieren. Bei einem Feste, zu dem ein Officier ihn eingeladen hatte, sprach ein Lieutenant schlecht von Selma, ohne zu wissen, daß ihr Mann dabei saß. Solange, den alle, welche ihn kannten, Deinem Vater als einen Mann von Ehre schilderten, Solange trat, wie er mußte, für seine Frau ein. Er forderte den Anderen, und fiel in dem Duell.

Der Maler hielt sich nur mit Mühe zurück. Also damals sah der Baron die Arme wieder? fragte er.

Ja, und zwar, wie er mir sagte, dem Wahnsinn

nahe, vor Reue und Verzweiflung. Als sie den Eltern ihres Mannes den Tod desselben angezeigt, hatten diese ihr damit geantwortet, die Rechtmäßigkeit der Ehe zu bestreiten, welche der minderjährige Sohn mit ihr, die auch unmündig war, gegen den Willen seiner Eltern und ihrer Mutter eingegangen war. Man hatte ihr mit einer Untersuchung gedroht, falls sie irgend welchen Anspruch an die Familie ihres Mannes machen sollte; und dabei erwartete das arme Weib täglich die Stunde seiner Entbindung.

Hugo sprang empor, Selmar, dessen Augen flammten, ergriff seine Hand, und drückte ihn auf seinen Sessel nieder.

Was soll das? fragte die Cousine, deren Achtsamkeit nie eine Bewegung der Personen entging, mit denen sie zu thun hatte. Was fehlt Dir, Hugo?

O, nichts, nichts! rief Hugo, und in athemloser Spannung fragte der Maler: Und wie kam Madame Solange zu dem Baron, was that sie? was geschah?

Die Cousine lachte: Ihr seid ja wie die Mädchen bei dem ersten Romane, den sie lesen! Was ficht Euch an? Ich fange an, meine Verschwiegenheit sehr

gescheidt zu finden, und mir auf mein Erzählen etwas einzubilden. Aber frühstückt erst ordentlich, die Eier werden kalt!

Nein, Cousine! drängte Hugo, erst vollende, sage uns, wie kam Selma dann nach der Schweiz?

Sie muß ein sonderbares Weib gewesen sein, sagte die Cousine mit dem Ausdruck zurückblickenden Nachdenkens, auch eine von den vielen Frauen, glaube ich, die lebenslang am Gängelbande bleiben müßten. Sie war leichtsinnig und tieffühlend, schwach und doch voll Entschlossenheit in ihrer Reue, wie Dein Vater sie mir geschildert hat. Was sie erlebt und verschuldet hatte, lastete auf ihr, daß er wirklich oft in Sorge war, sie würde den Verstand verlieren. Alles, was sie damals an ihrem Aufenthalte sah, erinnerte sie an den Tod ihres Mannes; nach Berlin konnte sie nicht zurück, und ihr einziger bestimmter Gedanke war eine krankhafte Furcht vor der Begegnung mit der Familie Solange, die ihr in härtesten Worten den Tod des Sohnes vorgeworfen hatte. Als sie hörte, daß der Vater im Hauptquartiere war, kam sie und warf sich ihm zu Füßen, und flehte ihn um Rettung an. Er sollte sie fortschaffen, beschwor sie ihn, und dann wieder wollte sie nicht von ihm

gehen, weil sie sich in seiner Nähe geborgen fühlte. Sie muß ihm herzzerreißende Stunden und schwere Sorgen gemacht haben. Er hat mir nur einmal, ein einziges Mal lange und ausführlich davon gesprochen und dann nicht wieder. Er mochte später selbst nicht gern an diese traurige Begegnung denken.

Aber weßhalb ging sie nach der Schweiz? wiederholte jetzt auch Selmar. Wie kam sie dahin?

Sie war, noch während der Baron im Hauptquartier verweilte, eines Knaben genesen, den er aus der schleunig veranstalteten Taufe hob, und der nach Selma's Wunsch den Taufnamen des Barons, den Namen Heinrich erhielt. Sobald sie die Kräfte zu einer Reise gewonnen hatte, verließ sie Deutschland. Der Baron gab ihr die Mittel dazu.

Und ihr Knabe? rief Selmar, dieser Sohn?

Ja, sagte die Cousine mit der Ruhe, mit welcher sie diese ganze Angelegenheit besprochen hatte, mit der Ruhe ihres Alters und ihrer weit reichenden Erfahrung und Erinnerung, ja, ich habe selbst manchmal an das arme Kind gedacht. Gott weiß, was aus ihm geworden ist! Wir waren damals durch des Vaters Tod und durch die Last und Noth des Krieges so hingenommen, daß ich, die hier allein von Selma und

von dem Kinde etwas wußte, lange nicht an dasselbe dachte. Daß Selma gestorben war, hatte der Baron, kurz ehe er zum zweiten Male in das Feld ging, mir gesagt. Er hatte vorgehabt, den Knaben in ein Institut nach Genf zu schicken, und zu versuchen, ob nach Selma's Tode die Familie Solange das Kind nicht anerkennen würde. Ob es aber geschehen ist, oder ob sein schneller Tod ihn daran verhindert hat, das habe ich nicht erfahren können. Denn als ich nach Jahren, da man wieder zur Ruhe gekommen war, einmal nach dem Kinde Erkundigungen einziehen wollte, da merkte ich erst, daß mir der Baron den Namen, unter welchem Selma sich verborgen hielt, niemals genannt hatte, und daß ich den Wohnort jener Familie Solange nicht kannte. Sonst aber konnte ich mir bei Niemandem Rathes erholen, denn Dein Vater hatte aus Schonung für die romantische Empfindsamkeit der Mutter, die Sache mit dem höchsten Geheimniß behandelt. Das arme Kind mag darüber im Elend untergegangen sein.

Aber Selmar und Hugo hatten das Ende ihrer Erzählung nicht mehr gehört. Mit einem Ausruf der Freude waren sie sich in die Arme gesunken. Hugo's Thränen strömten ihm aus den Augen, auch dem Maler wurde das Auge feucht.

Die alte Dame starrte sie sprachlos an. Was soll das heißen? rief sie endlich.

O, sagte Selmar, und die Stimme bebte ihm, der arme verlassene Knabe hat doch den Weg gefunden zu seines Beschützers Haus!

Der arme Knabe? fragte die Cousine, und eine Ahnung der Wahrheit dämmerte in ihr auf.

Begreifst Du es nicht Cousine, rief Hugo, siehst Du es nicht? Er ist es ja, er ist ja der Heinrich, der Sohn von Solange! — Und nun ist Alles wieder gut! Nun sind sie vorüber, all meine Angst und Pein!

Ohne sich Zeit zu lassen, stürmte er hinaus, auch Selmar hatte nicht Ruhe, die Erklärungen zu geben, welche die erstaunte Cousine forderte, weil sie den Zusammenhang von Hugo's Kummer mit der Entdeckung von Selmar's Herkunft nicht errathen konnte.

Hugo's Freude aber kannte keine Gränzen.

Mutter! rief er, als er bei der Baronin eintrat, theure Mutter! wir reisen nicht, wir bleiben hier, Selmar und ich! Ich will mich hier mit Euch erfreuen an dem Glücke des geliebten Freundes, an der Schwester Glück, o, an Euch allen!

Die Baronin und Louise waren erstaunt, ja fast erschrocken über diese Wandlung. Sie fragten, was

geschehen sei. Hugo fühlte, wie befremdend seine Freude ihnen sein mußte, und schwankte, was er ihnen sagen sollte. Aber der schnelle Verstand der Cousine hatte nach einer flüchtigen Erklärung des Malers den Zusammenhang und die Lage der Verhältnisse erfaßt, und sie hatte in sich gleich beschlossen, was zu thun sei.

Sie winkte Hugo mit einem Blicke bei Seite: Schweige, da Du so lange geschwiegen hast! sagte sie leise und fest zu ihm, und gegen den Maler gewandt, sprach sie, während die Baronin und Louise noch mit der Freude über Hugo's Zustimmung beschäftigt waren: Theilen Sie Louisen Alles mit. Ihr wird das Vertrauen wohl thun, das der Baronin unnütz und peinlich sein würde.

Damit war für den Augenblick Alles entschieden. Hugo erklärte seine Sinnesänderung durch die vernünftigen Vorstellungen des Freundes, durch die Ermahnungen der Cousine, und Glückliche sind gläubig. So geschah es, daß die Baronin von den Qualen, welche Hugo sich bereitet, von den Geheimnissen und Verwirrungen, die in ihrer Nähe geherrscht hatten, niemals etwas erfuhr. Hugo durfte sich später sagen, daß er auch in diesem Falle das Versprechen gelöst hatte, welches er als

Knabe dem scheidenden Vater gegeben, das Verspre-
chen, für die Mutter zu sorgen, wie der Baron für
sie gesorgt hatte.

Selmar und Louise wurden bald vermählt, und
zogen gen Süden. Auch Hugo verheirathete sich nicht
lange danach, und die Cousine konnte seinen Sohn,
wie sie so sehnlich gewünscht, noch auf ihren Knieen
wiegen, noch vor ihrem Ende den künftigen Besitzer
ihrer Güter sehen und segnen.

Jetzt ruht auch die Baronin schon lange unter den
uralten Tannen des Schloßgartens, aber um Hugo
und seine Gattin ist eine neue Generation herange-
wachsen, und auch Selmar und Louise kehren mit den
Ihren immer wieder als Gäste zurück an das Ufer
des Meeres, in das Schloß des Bruders, in die alte,
ernste Tannenburg.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.